

ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS

2001

Preisträger 2001

Martin Beglinger

Tod eines Lehrers

Alexej Djomin

Stadtbeobachter-Kolumnen

Andri Bryner

Lisbeth Herger

Ein Dorf sucht seinen Pfarrer

Rahel Stauber

Ex-Jugoslawen: Das neue Feindbild

Urs Rauber

Oswald Iten

Folter und Mord im Kerker von Jayapura

Zürcher Journalistenpreis

Ehrentafel der bisherigen Preisträger

- | | | | |
|-------------|---|-------------|---|
| 1981 | Hugo Bütler
Peter Frey
Urs P. Gasche | 1990 | Ursula Binggeli
Colomba Feuerstein
Urs Haldimann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Imfeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi |
| 1982 | Caroline Ratz
Jonh Häberli
Wilfried Maurer
Hans Moser
Edmund Ziegler | 1991 | Peter Hufschmid
Christoph Keller
Christina Karrer
Ernst Hunziker
Guerino Mazzola
Isolde Schaad |
| 1983 | Andreas Kohlschütter
Gisela Blau
Gottlieb F. Höpli
Peter Meier | 1992 | Hans Caprez
Christine Fivian-Isliker
Erwin Koch
Patrik Landolt
Linus Reichlin
Mix Weiss
Nadia Bindella
Regula Heusser (Swissairpreis) |
| 1984 | Dieter Bachmann
Georg Gerster
Anna-Christina Gabathuler | 1993 | Thomas Burla
Antonio Cortesi
Sepp Moser
Kaspar Schnetzler
Walter Sturzenegger
Barbara Suter
Edith Zweifel
Peter Pfrunder (Swissairpreis) |
| 1985 | Margrit Sprecher
Herbert Cerutti
Arthur K. Vogel | 1994 | Herbert Fischer
Peter Haffner
Stefan Keller
Willi Wottreng
Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)
Giorgio von Arb (Swissairpreis) |
| 1986 | Markus Mäder
Verena Eggmann
Hans Caprez
Klaus Vieli
Benedikt Loderer | | |
| 1987 | Christian Speich
Jürg Frischknecht
Martin Born | | |
| 1988 | Werner Catrina
Barbara Vonarburg
Christoph Neidhart | | |
| 1989 | Beat Allenbach
Hansjörg Utz
Rolf Wespe
Alois Bischof
Niklaus Meienberg
Jürg Rohrer | | |

- 1995** Erwin Haas
Erwin Koch
Herbert Cerutti
Regula Heusser-Markun
Richard Stoffel
Martin Frischknecht (Swissairpreis)
- 1996** Irène Dietschi
Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)
Bernard Senn
Ronald Sonderegger
Peer Teuwsen (Text)
Reto Klink (Bild)
Peter Sidler (Text) Swissairpreis
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis
- 1997** Pia Horlacher
Thomas Meister
Bruno Ziauddin
Marco Canonica (Swissairpreis)
- 1998** Fredi Lerch
Christoph Keller
Christoph Neidhart
Alfred Schlienger
Peter Haffner (Swissairpreis)
- 1999** Daniel Ganzfried
Brigitte Hürlimann
Beat Kappeler
Bernhard Raos
Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissairpreis)
- 2000** Beat Kraushaar
Martin Meier
Irena Brezná
Nicole Müller
Richard Reich
Miklós Gimes (Swissairpreis)
- 2001** Martin Beglinger
Alexej Djomin
Andri Bryner
Lisbeth Herger
Rahel Stauber
Urs Rauber
Oswald Iten (Swissairpreis)

Der Zürcher Journalistenpreis 2001

wird

Herrn Martin Beglinger

für seinen Artikel

Tod eines Lehrers

erschienen in Das Magazin Nr. 45 vom 11. bis 17. November 2000

verliehen.

Zürich, 9. Mai 2001

Die Jury:



Andreas Isenschmid



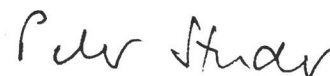
Barbara Burer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

VON MARTIN BEGLINGER

Am Abend des 30. Juli 2000, eines kühlen und regnerischen Sonntags, fahren die Primarlehrerin Martina Graf* und ihr Freund gegen neun Uhr am Schulhaus Au in Urnäsch vorbei. Im Dorf ist es noch ruhiger als sonst, man ist mitten in den Sommerferien, und wohl

sie das Licht an, und was sie sieht, zwei Sekunden lang oder drei, bevor sie aus dem Zimmer rennt, verändert ihr Leben. Dass etwas auf der Wandtafel geschrieben steht, realisiert sie nicht.

Halb von Sinnen meldet die Primarlehrerin der Polizei und einem Mitglied der Schulkommission von Urnäsch, dass sie Thomas Rusch in seinem Schulzimmer gefunden hat – erhängt.

Der Erste, der in der Familie davon erfährt, ist Karl Rusch. Er ist Polizist in Herisau, und seine Kollegen wissen, dass er der ältere Bruder von Thomas

det keine. Hingegen stösst Thomas' Schwager Peter Rehm zu Hause auf tagebuchartige Notizen in dessen Computer. «Ablauf der Schwierigkeiten in Urnäsch» hat er seine Aufzeichnungen überschrieben, der erste Eintrag stammt vom 23. Mai, der letzte vom 18. Juli. Niemand in der Familie kannte diese Notizen, alle hingegen die Probleme, von denen sie handeln. Oft genug hat Thomas Rusch darüber geredet, vor allem mit seiner Schwester Monica und ihrem Mann Peter, mit denen er die letzten vier Jahre in einem

TOD EINES LEHRERS

In der Appenzeller Gemeinde Urnäsch wünscht eine Schülerin ihrem Lehrer in einem anonymen Anruf den Tod. Sechs Wochen später bringt er sich im Schulzimmer um. Wie konnte es so weit kommen?

auch deshalb fällt Martina Graf sofort der rote Hyundai auf dem Parkplatz vor der Schule auf, das Auto von Sekundarlehrer Thomas Rusch. «Instinktiv» hat sie «ein schlechtes Gefühl im Bauch» und will nachschauen, wo ihr Kollege ist. Die Kühlerhaube ist noch warm, doch das Schulhaus ist abgeschlossen. Sie läuft um die Schulanlage herum und findet es seltsam, dass nirgendwo Licht brennt. Ins Schulhaus hinein kann sie nicht, denn sie hat ihren eigenen Schlüssel nicht dabei. Martina Graf ahnt – nach allem, was in den letzten Wochen mit Thomas Rusch und dessen Klasse passiert ist –, er könnte vielleicht sein Schulzimmer kaputtgeschlagen haben. Oder einfach in einer Bank sitzen und weinen.

Schliesslich holt die Lehrerin zu Hause ihren Schlüssel und beginnt das ganze Schulhaus abzusuchen. Im zweiten Stock bemerkt sie sofort, dass die Türe von Zimmer 205 offen steht, das Klassenzimmer von Thomas Rusch. Im Halbdunkel wähnt sie ihn im Zimmer stehen und ruft ihm zu: «Thomas, muesch nöd verschrecke, ich bis, d Martina.» Er antwortet nicht. Dann zündet

ist. Von Berufs wegen hat Karl Rusch schon manchen schweren Gang zu Angehörigen hinter sich, jetzt liegt er die ganze Nacht wach, zerrissen von der eigenen Trauer und der Sorge, wie er das Unbegreifliche weitergeben soll, vor allem seiner Mutter, aber ebenso seinen beiden Schwestern Doris und Monica, die mit Neugeborenen in den Spitälern von Appenzell und Heiden liegen. Vor einem respektive drei Tagen sind die Kinder auf die Welt gekommen, Thomas war Götti und Onkel geworden, einen Sandkasten hatte er bereits gezimmert, und die Pläne für eine Schaukel waren fertig.

Von Karl erfahren die Mutter und seine sechs Geschwister auch Thomas' letzte Worte, die er im Schulzimmer an die Wandtafel geschrieben hatte, bevor er sich, noch keine 28 Jahre alt, das Leben nahm.

«Wieso?

Wieso ich?

Wieso gerade ich?

Ich wollte ein guter Lehrer sein!»

Die Familie, zunächst wie taub vor Trauer, beginnt schnell nach weiteren Abschiedsworten zu suchen, nach einem Brief, nach Erklärungen. Sie fin-

Bauernhaus am Rand von Appenzell gewohnt hat.

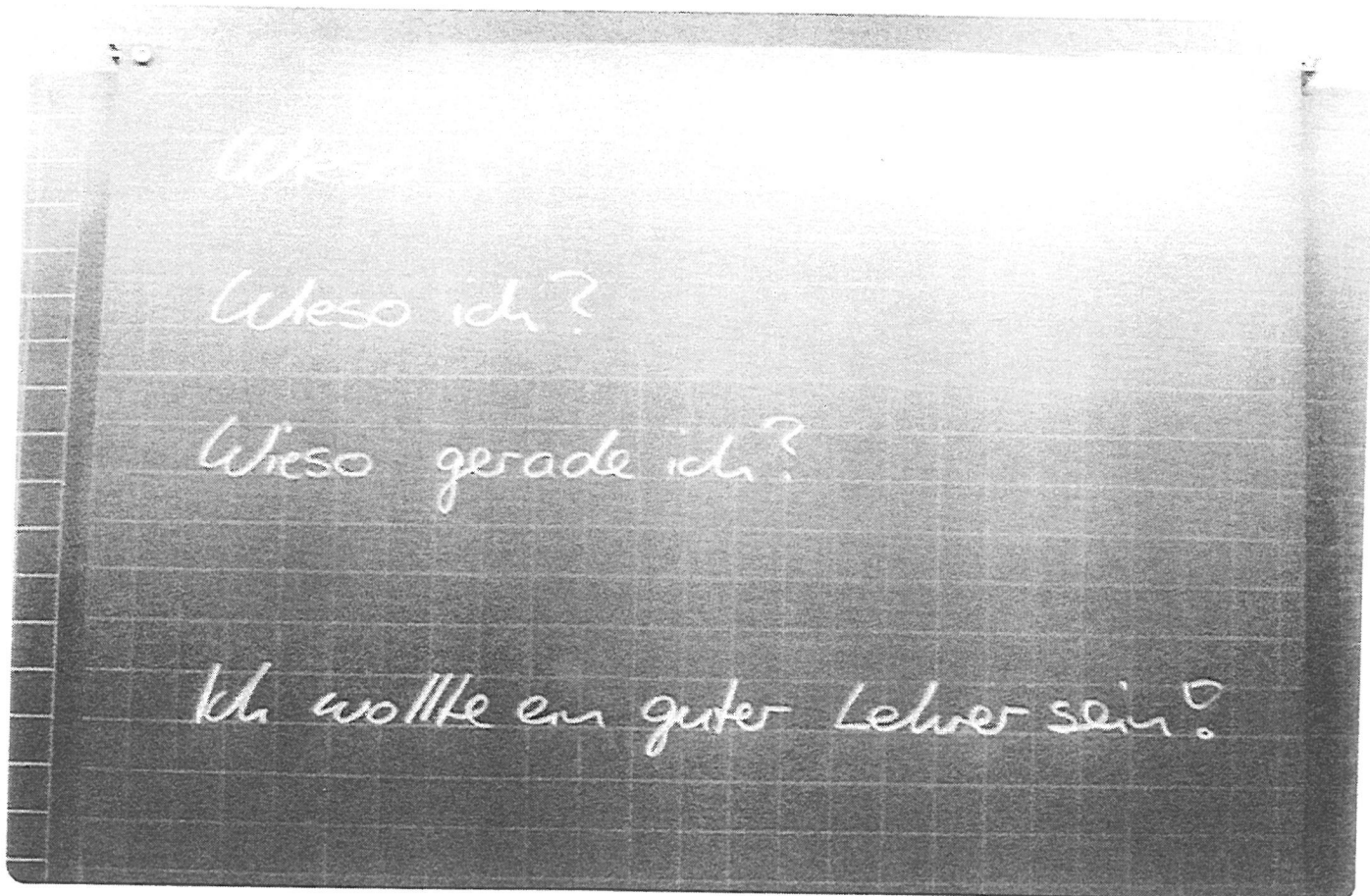
Seit dem 16. Juni leuchtet die rote Anzeige des Telefonbeantworters in der Stube, und die ganze Familie weiss, was darauf zu hören ist: «I wünsch der dä Tod», sagt eine verstellte Mädchenstimme. Mittlerweile wissen auch alle, wessen Stimme es ist, die diesen Satz vor sechs Wochen aufs Band gesprochen hat.

Monica Rehm-Rusch, 36, Schwester von Thomas Rusch: «Dieses anonyme Telefon hat ihn wahnsinnig getroffen. Wir haben uns grosse Vorwürfe gemacht, dass wir den Anruf nicht sofort gelöscht haben. Wer weiss, wie oft er das Band daheim noch abgehört hat. Aber wir dachten, vielleicht brauche man dieses Telefon später einmal als Beweis. Jetzt ist es doch gelöscht, aber nicht von uns, sondern durch einen Stromunterbruch.»

Am Montagmorgen, dem 31. Juli, treffen sich die schockierte Urnäsch Schulleitung und Mitglieder der Schulkommission im Schulhaus Au. Zusammen gehen sie ins Schulzimmer und bleiben fassungslos vor den letzten Worten des Lehrers stehen, die er in gewohnter feiner und sauberer Schrift an die Tafel geschrieben hat, als wäre es ein Merksatz für die Klasse.

Drei Tage nach dem Suizid melden sich der Urnäsch Gemeindepräsident

Als wären es Merksätze für die Klasse:
die letzten Worte von Thomas Rusch auf der Wandtafel.



Stefan Frischknecht, Schulpräsident Heini Hanke und die Schulleiterin Esther Hiller zu einem Kondolenzbesuch an. Der Abend wird für beide Seiten bitter. Für die zehn völlig aufgewühlten Familienmitglieder kann es – nach dieser Abschiedsbotschaft, nach diesem anonymen Anruf – keine Frage sein, dass die Gründe für Thomas' Tod in der Schule zu suchen sind. Der Gemeindepräsident versucht zu vermitteln, der Schulpräsident sagt gar nichts und die Schulleiterin, die ebenfalls schwer beschuldigt wird, im Verlauf der drei schweren Stunden immer weniger.

Zwei Tage später erscheint die Todesanzeige in der Zeitung. Sie beginnt

mit Thomas Rusch letzten Worten auf der Wandtafel, und zwei Tage später hallen sie auch durch die katholische Kirche von Appenzell, wo der Trauergottesdienst für den jungen Lehrer stattfindet. In der Kirche, die voll ist bis auf den letzten Platz, verliest Thomas' Schwager Peter Rehm im Namen der Familie eine Ansprache. Dort heisst es unter anderem: «Dein Umfeld, deine Kollegen, deine Schulleitung und deine Schüler konnten dir nicht die richtige Hilfestellung geben, die du gebraucht hättest. Keiner hat deine Hilferufe richtig gedeutet. Das ist sehr tragisch für uns alle. (...) Du hast dir in Urnäsch, in deiner Schule, in deinem Klassenzim-

mer, das Leben genommen, und du hast uns deine Botschaft hinterlassen: Wieso? Wieso ich? Wieso gerade ich? Ich wollte ein guter Lehrer sein! – Du warst ein guter Lehrer. Du warst ein guter Mensch, du warst unser Thömy. (...) Dein Leben hattest du fest im Griff. Wir, deine Familie und deine Freunde, erwarten Konsequenzen in der Schule Urnäsch, bei der Organisation und den Verantwortlichen. Wir hoffen auch, dass sich die Kinder überlegen, was jeder Einzelne für unseren Thömy für eine Rolle in den letzten Monaten seines Lebens gespielt hat.»

Esther Hiller, 44, Ko-Schulleiterin:
«Für uns war der Kondolenzbesuch wie

das Jüngste Gericht. Der Trauergottesdienst war dann nur noch eine minimale Dosis von dem, was wir bei der Familie erlebt haben. Was wir als Schule und vor allem ich als Schulleiterin an Schuldzuweisungen einstecken mussten, wünsche ich niemandem.»

Martin Wehrle, 39, Ko-Schulleiter: «In der Kirche standen wir als Unmenschen da, die den Lehrer fertig machen wollten. Am Schluss dieser Beerdigung wäre ich am liebsten aufgestanden und hätte gesagt: Wer selber keine Schuld trägt, der soll den ersten Stein werfen. Vor lauter Vorwürfen konnten wir gar nicht wirklich um Thomas trauern.»

Martina Graf, 24, Primarlehrerin: «Ich hätte es nicht geschafft, an die Beerdigung zu gehen. Ich musste sofort weg von hier, ich brauchte Distanz. In den ersten Wochen träumte ich immer davon, wie ich Thomas im Schulzimmer fand. Ich sah seine Arme, seine Beine... Jetzt, zweieinhalb Monate später, begegnet er mir wieder lebendig. In der Nacht kann ich nicht mehr allein in einem Haus sein. Untertags geht es mir wieder recht gut, ausser in geschlossenen Räumen. Als Materialverwalterin an unserer Schule muss ich oft in den Keller, doch ohne Begleitung schaffe ich das nicht. Ich habe ständig Angst, im Dunkeln gegen etwas zu prallen. Mit der Familie hatte ich nie Kontakt. Ich dachte, es wäre an ihr gewesen, mich einmal anzurufen, weil sie vielleicht wissen wollte, wer das ist, der Thomas gefunden hat. Ich will niemanden anklagen, ich will nur sagen, Thomas Rusch ist nicht das einzige Opfer.»

Karl Rusch, 35, Bruder von Thomas Rusch: «Uns, der Familie, ging es nie um eine Anklage oder um Schuldzuweisungen. Aber wir fühlen uns Thomas gegenüber verpflichtet, dass die ganze Sache nicht einfach möglichst rasch unter den Teppich gewischt wird und niemand mehr darüber spricht. Im Grunde genommen möchten wir nur eines: verhindern, dass es je wieder einmal so weit kommen kann, ob in Urnäsch oder an einem andern Ort.»

Markus Grieder, reformierter Pfarrer in Urnäsch: «Diese Trauerfeier war wirklich massiv. Doch das ist oft die erste Phase in einem Trauerpro-

zess. Hilflosigkeit und Wut münden in Anklagen.»

Die Ansprache der Familie wird im Wortlaut im «Appenzeller Volksfreund» abgedruckt, bald erscheinen die ersten Berichte in den regionalen und nationalen Blättern über den Freitod des Lehrers. Und mit ihnen Dutzende von Leserbriefen. Der Tenor wird schnell deutlich, zum Beispiel im Brief von E. Z. aus St. Gallen: «Was muss sich ein Lehrer heute von den Schülern alles gefallen lassen? (...) Wie kann ein Lehrer unterrichten ohne Unterstützung der Eltern und Schulbehörden? Wie werden angehende Lehrer in ihrer Ausbildung auf schwierige Situationen im Umgang mit Behörden, Eltern und Schülern vorbereitet – nämlich so, dass sie in einer Krise nicht als letztes Mittel den Tod suchen müssen?»

Seither wird nicht nur Pfarrer Grieder, früher selber einmal Lehrer, von Bekannten aus der halben Schweiz gefragt, was denn nur los sei in diesem Dorf. «Urnäsch hat einen Lehrer in den Tod gemobbt», hört er die einen sagen. Andere meinen: «Wir hätten nicht gedacht, dass es auf dem Land auch schon so schlimm ist wie in der Stadt mit diesem Power Mobbing der Schüler.» Grieder weiss auch um die Sprüche in der eigenen Gemeinde, wonach die

«Urnäsch hat einen Lehrer in den Tod gemobbt. Wir hätten nicht gedacht, dass es in euren Schulen schon so schlimm ist wie in der Stadt», bekam der Dorfpfarrer aus der halben Schweiz zu hören.

Goofen aus dieser Klasse in eine geschlossene Anstalt gehörten, die Eltern hätten sie ja nicht im Griff.

Dann beginnt jeweils das lange Dementi von Markus Grieder. Nein, Urnäsch habe den Lehrer nicht in den Tod getrieben; nein, es seien keine verwahrlosten Ausländerkinder am Mobben; und einfach nur «cool», wie er in der Presse zitiert worden ist, hätten die Kids erst recht nicht reagiert. Ausserlich seien sie zwar cool geblieben, in ihrem Innern jedoch habe es gebrodelt, nur habe man den zweiten Teil seines Satzes halt weggelassen.

Am ersten Schultag nach den Sommerferien organisiert der Pfarrer zusammen mit einem Team eine Gedenk-

feier in der Schule. In der Klasse von Thomas Rusch «schießt es zum Teil wie ein Sturzbach aus den Kindern heraus» (Grieder), als er die Frage stellt, wie und warum es so weit habe kommen können.

Thomas Rusch kommt am 22. November 1972 als siebtes und letztes Kind von Josefine und Karl Rusch auf die Welt. Die Eltern bewirtschaften einen Bauernhof in Herisau, Thomas wächst unter zwei Brüdern und vier Schwestern auf. Schon als Bub, so schildert ihn seine Familie, ist er «aufgestellt», «lebensfroh», «begeisterungsfähig». Er ist ein guter Schüler, auch ein guter Sportler; im Handballverein wird er, kaum dabei, schon Kapitän in seiner Mannschaft.

Was er anpackt, will er perfekt machen. Läuft etwas nicht rund, bietet er sich, weil stets auf Harmonie bedacht, schnell als Vermittler an. Die Mutter hat ein spezielles Auge auf ihren Jüngsten, er soll von allen Kindern die beste Ausbildung erhalten. Thomas macht die Sekundarschule in Herisau, dann die Kantonsschule in Trogen.

1992, als er 20 ist, stirbt sein Vater. Thomas geht in die Rekrutenschule und bald danach in die Offiziersschule. Zurück im zivilen Leben, schwankt er,

ob er Naturwissenschaftler werden will oder Lehrer. Er beginnt ein Studium an der ETH, doch bald schon, im Sommer 1993, wechselt er an die Pädagogische Hochschule (PHS) in St. Gallen. Er will nun doch Sekundarlehrer werden. Vielleicht hat ihn Doris dazu bewogen, seine um ein Jahr ältere Schwester und selber Primarlehrerin von Beruf. «Lehrer wäre doch etwas für dich», meinte sie zu ihm, «du hast einen guten Umgang mit den Jungen und kannst auf die Leute zugehen.»

Karl Rusch, Bruder: «Der Thömy hatte einen unheimlich starken Gerechtigkeitssinn. Wenn es irgendwo Differenzen gab, war er derjenige, der sofort

«Aufgestellt, lebensfroh, begeisterungsfähig»:
Thomas Rusch als Schüler.



abzuwägen begann und eine Lösung suchte, die für beide Seiten akzeptabel war. Ihn selber konnte man nicht wütend machen. Ich fand das eine gute Qualität für einen Lehrer. Damals.»

Monica Rehm-Rusch, Schwester: «Der Thömy machte immer alles mit links. Das Leben lief gut für ihn, er war sportlich, sah gut aus, wir Schwestern waren so stolz auf ihn. Und er war wirklich nicht der Typ, mit dem man streiten konnte.»

Nach dreieinhalb Jahren Ausbildung tritt Thomas Rusch im August 1997 seine erste Stelle in Herisau an, auf Wunsch der Schule eine 1. Real-, obwohl er sich für eine Sekundarklasse be-

worben hat. Schon beim Stellenantritt erklärt er, er wolle bald auf die Sekundarstufe wechseln. Nach wenigen Monaten erzählt er zu Hause, er fühle sich in dieser Klasse vor allem als «Sozialarbeiter» und weniger als Lehrer. Seine Schwester Monica meint, diese Erfahrung könne ihm nur gut tun. Doch weder seine Schwester noch Hans-Ulrich Sturzenegger, sein Lehrerkollege und Mentor in Herisau, vermögen ihn davon abzubringen, seine Stelle bereits nach einem Jahr aufzugeben. Thomas Rusch kündigt im Glauben, in einer Sekundarklasse werde er solche disziplinarischen Schwierigkeiten nicht mehr antreffen.

Hans-Ulrich Sturzenegger, 45, Reallehrer in Herisau: «Die beiden Klassen, die ich mit ihm unterrichtet habe – er Mathematik, ich die Sprachfächer – waren die schwierigsten in meinen 25 Jahren als Reallehrer. Wir hatten aussergewöhnlich viele schwierige Schülerinnen und Schüler. Es gab disziplinarische Probleme, und gerade Junglehrer haben da halt weniger Erfahrung. Nur ausrufen nützt nichts bei schwierigen Klassen, man muss vor allem konsequent sein bei den Abmachungen, die der Lehrer mit einem Schüler trifft, und das gehört zum Schwierigsten beim Unterrichten. Ein bestimmter Schüler hat ihn immer wieder provoziert, und

«Immer auf Ausgleich bedacht»:
Thomas Rusch in der Handballmannschaft.



Thomas begann ihn dann seinerseits zu provozieren. Die Grenze, ob man als Lehrer bei solchen Provokationen reagieren oder nichts tun soll, ist sehr situationsbedingt. Und eine Frage der Erfahrung. Ich hatte mal so einen Fall, bei dem ich spürte, dass ich nicht mehr gut reagierte. Mit Thomas habe ich dann vereinbart, dass er den betreffenden Schüler zu mir schickt, wenn es Probleme gab. Eigentlich ist es ja gut, wenn Schüler ihre Bedürfnisse äussern. Aber um dem als Lehrer gerecht zu werden, müsste man die Klassen verkleinern. Thomas und ich hatten 24 Jugendliche in der Klasse, das ist zu viel. Doch im Volk fehlt das Verständnis für kleinere

Klassen. Da heisst es schnell: Früher waren wir noch mehr Schüler.»

Im Oktober 1998 fliegt Thomas Rusch für sechs Monate nach Ecuador, wo er sich in einem Schweizer Projekt als Tierparkbetreuer engagiert. Er fühlt sich überaus wohl und schreibt begeisterte E-Mails nach Hause. Bis zu seiner Rückkehr im April 1999 sondiert seine Schwester Monica für ihn nach Angeboten für Sekundarklassen in der Region. Eine offene Stelle in Appenzell wird zu seiner Enttäuschung einem anderen Bewerber zugeschlagen, bei einem Vorstellungsgespräch in Urnäsch – wo er der einzige Bewerber ist – einigt sich Rusch mit Schulpräsident Heini Han-

ke, ohne dass dieser auch nur eine Referenz in Herisau einholt. Bis zum eigentlichen Stellenantritt im August 1999 übernimmt er Aushilfestunden im Werken. Nebenbei renoviert er das Bauernhaus, in dem er mit seiner Schwester Monica und Schwager Peter lebt.

Urnäsch ist ein Dorf mit 2350 Einwohnern, ein Fünftel davon sind Bauern. Flächenmässig ist es die grösste Gemeinde in Ausserrhoden, von der Finanzkraft her eine der schwächsten. Der Gemeinderat besteht aus neun Mitgliedern, und neue zu finden, sei schwierig, sagt der Gemeindepräsident, im Hauptberuf Treuhänder und Konkursverwalter. Immer mehr Häuser im

Ort stehen leer, Urnäsch kämpft gegen die Abwanderung und manch kleiner Bauer um seine Existenz. Für heil halten diese Welt höchstens die Auswärtigen. «Auch wir kennen hier Drogen, Gewalt in der Ehe, Gewalt gegen Kinder, sexuellen Missbrauch», sagt Pfarrer Grieder, der seit zehn Jahren in Urnäsch amtiert, «nur eben nicht in der geballten Ladung wie in der Stadt.»

Das Schulhaus Au und seine Schülerschaft sehen aus wie die Tagträume gebeutelter Altlehrer in der Stadt. Fünf Sekundarlehrerinnen und -lehrer unterrichten drei Klassen mit 17, 18 und 20 Schülerinnen und Schülern. (Im gleichen Schulhaus werden noch zwei Primar- und drei Realklassen unterrichtet.) Wer immer aus der Stadt auf Schulbesuch nach Urnäsch kommt, dem fällt vor allem eines auf: «Die Schüler sind wahnsinnig brav hier.»

Trotzdem herrscht seit Jahren Unruhe an der Schule, nicht in der Schüler-, sondern in der Lehrerschaft. Allein in den letzten fünf Jahren haben rund 20 Lehrerinnen und Lehrer gekündigt, teils wegen persönlicher Unverträglichkeiten zwischen langjährigen Einheimischen und jüngeren Zugezogenen; teils wegen grosser Differenzen über Rolle und Kompetenzen der Schulleitung,

Schulleitung, Schulpräsident und vier von fünf Sekundarlehrern haben überhaupt keine Erfahrung, als Thomas Rusch im August 1999 eine Klasse übernimmt. Doch er hält das für eine Chance.

jenem Gremium also, das die Ausserrhoder Erziehungsdirektion probenhalber zwischen Schule und gemeinderätliche Schulkommission setzte und dessen Funktion sich am ehesten als Teilzeitrektorat beschreiben lässt. Schliesslich wandern immer wieder Lehrkräfte aus Urnäsch in die Nachbarkantone ab, weil sie – bei einem Nettolohn in Urnäsch von 4800 Franken – für die gleiche Arbeit in St. Gallen 1000 und im Thurgau sogar 1500 Franken mehr verdienen. Die Ausserrhoder Lehrerlöhne zählen zu den tiefsten im ganzen Land, selbst in Innerrhoden liegen sie noch 500 bis 800 Franken höher. Optimisten reden davon, die Gehälter in Ausserrho-

den könnten in den nächsten Jahren um fünf bis acht Prozent angehoben werden, der Volksmund indessen hält sie schon jetzt für mehr als genug.

Im Frühjahr 1999 ist die Sekundarlehrerschaft in Urnäsch tief gespalten. Der damalige Schulleiter ging im Krach und der Schulpräsident aus Verzweiflung, weil er wegen der ewigen Querebenen in der Lehrerschaft einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte. So hat der neue Schulpräsident, Heini Hanke, für das Schuljahr 1999/2000 vier von fünf Sekundarlehrerstellen frisch zu besetzen. Für alle neu Gewählten, unter ihnen Thomas Rusch, ist es die erste Stelle auf dieser Stufe, denn Lehrer mit mehrjähriger Berufserfahrung haben sich keine gemeldet.

Neu und entsprechend unerfahren sind nicht nur der Schulpräsident und die Junglehrer, sondern auch die Schulleitung. (Mehr Erfahrung haben nur die Real- und Primarlehrer.) Nach dem Abgang des alten Schulleiters besteht die neue Führung interimistisch aus einem Duo – Esther Hiller und Martin Wehrle –, das im August 1999 mit einer einjährigen berufsbegleitenden Ausbildung als Schulleiter beginnt. Esther Hiller, verantwortlich für die Sekundarschule, gibt seit 16 Jahren hier Turnunterricht; Martin Wehrle, zuständig für die Pri-

mar- und Primarlehrer, ist seit 18 Jahren in Urnäsch. Die drei anderen Junglehrerinnen, die sich bereits mit der normalen Schularbeit derart unter Druck fühlen, dass sie, zumindest im Moment, nicht noch die Mehrbelastung einer Supervision auf sich nehmen wollen. So entscheidet die Schulkommission, man spare sich die Kosten für eine Supervision, wenn schon die Mehrheit der Lehrkräfte dagegen sei. Ebenfalls wird, obwohl wiederholt angefordert, vorerst keine fachliche Junglehrerberatung für die drei «Sprächlerinnen» (Phil.-I-Fächer) bewilligt. Hingegen bittet Esther Hiller den pensionierten Lehrer Fredi Hohl, die «Seele» der Sekundarschule Urnäsch, um fachliche Unterstützung der Junglehrer im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich. Hohl ist bereit dazu – gratis. Er arbeitet vor allem mit Barbara Hufenus, später auch einen Nachmittag lang mit Thomas Rusch.

Barbara Hufenus, 29, ehemalige Sekundarlehrerin in Urnäsch: «Im Frühling 1999 war ich wegen der vielen Kündigungen total in einem Loch. Thomas Rusch war damals mein grosser Lichtblick. Auch für die neue Schulleitung war er das Ein und Alles. Thomas machte auf alle den gleichen Eindruck: Der hat alles im Griff. Ich hätte fast ein bisschen eifersüchtig darauf werden können, wie gut er bei Schulleitung und Schulkommission ankam.»

In den Herbstferien, am 24. Oktober 1999, schreibt Thomas Rusch seiner Bekannten Judith Huber in einem Brief: «Meine Klasse ist sehr angenehm, und ich kann mich wirklich einmal aufs Stoffvermitteln konzentrieren. (...) Es ist schon ein grosser Unterschied zwischen der Real in Herisau und jetzt. Bis zu den Herbstferien habe ich auch schon einige Prüfungen gemacht, die Leistung muss eben auch stimmen in der Sek. Bei einer Schülerin sieht es nicht so gut aus (leider, für sie).»

Im Gegensatz zu Thomas Rusch fühlt sich dessen Kollegin Barbara Hufenus zusehends überfordert, zumal in ihrer Doppelrolle als Lehrerin und Teamleiterin der Sekundarschule. «Ich komme mir vor wie die schlechteste Lehrerin», meint sie zu ihm. Sie nimmt die Klagen des unter Dauerdruck stehenden Junglehrerteams auf, fühlt

sich mit ihren Anliegen aber im Stich gelassen von Schulkommission und Schulleitung.

Im Januar 2000 registrieren Barbara Hufenus und Esther Hiller die ersten Reklamationen über Thomas Rusch, vor allem von Schülerinnen. Der Rusch habe O-Beine. Nach der Pause rieche er nach Kaffee. Er trage blöde Hemden. Und man könne nicht mit ihm reden. Zur gleichen Zeit beginnen an der Sekundarschule Probleme mit der Disziplin – nicht nur bei Thomas Rusch. Einzelne Schülerinnen und Schüler kommen absichtlich zu spät, sie ignorieren das Kaugummiverbot auf dem Gang, machen ihre Aufgaben nicht. Ende Januar versuchen alle Sek- und Reallehrer, sich auf einen einheitlichen Katalog von Strafen zu einigen. Wer etwa mit einem Kaugummi auf dem Gang erwischt wird, muss am freien Nachmittag nachsitzen. Die einheitliche Regelung, sagt Thomas Rusch in jener Sitzung, sei sehr in seinem Sinne. Eine Woche lang halten sich alle Lehrkräfte daran – mit dem Resultat, dass die Kaugummis nun an allen Heizkörpern im Schulhaus kleben. Fortan schaut von den Lehrern im Gang wieder weg, wer keinen Ärger will.

Barbara Hufenus, ehemalige Sekundarlehrerin in Urnäsch: «All diese disziplinarischen Schwierigkeiten begannen im Grunde genommen deshalb, weil wir Junglehrer untereinander keine einheitliche Linie hatten. Wir waren viel zu wenig streng, vor allem auch im Vergleich mit unseren erfahreneren Vorgängern, die gekündigt hatten. Die hatten eine sehr klare und strenge Linie und damit ihre Klassen voll im Griff. Sicher gibt es da und dort ein Frächtli in Urnäsch, aber die allermeisten Schüler hier sind oberbrav, auch wenn das jetzt komisch tönt. Das sind keine Scheidungskinder, die sich vom Morgen bis am Abend Brutalos anschauen.»

Esther Hiller, Schulleiterin: «Natürlich versucht man, möglichst klare Grenzen vorzugeben, aber man kann nun mal nicht alle Schüler in den gleichen Topf werfen. Es gibt keine Gebrauchsanleitung für den Umgang mit disziplinarischen Problemen.»

Weder Thomas Rusch noch Esther Hiller halten diese disziplinarischen

Probleme jedoch für aussergewöhnlich, sondern für normale Schwierigkeiten im Umgang mit pubertierenden Jugendlichen, wie sie tausend andere Lehrer im Land auch haben. Ein Gespräch zwischen Thomas Rusch und jenen Schülerinnen, die sich über ihn beschwerten, bringt, wie er der Schulleiterin versichert, Klärung.

Am 11. März setzt Reallehrer Kurt Sturzenegger in seiner Funktion als Teamleiter der gesamten Oberstufe in Urnäsch einen zweiseitigen Brief an die Schulleitung auf. Er schreibt: «Verhaltensweisen und Umgangsformen vor allem an der Sek haben die Grenzen des Tolerierbaren überschritten.» Eine Minderheit von Schülerinnen und Schülern lasse «jeglichen Anstand und Respekt gegenüber den Lehrkräften wie auch dem Hauswart vermissen». Auf «gerechtfertigte Strafen» werde «mit Boykotten und Vandalismus» reagiert, Schüler verhielten sich «äusserst provokativ». «Diese Entwicklung kommt nicht überraschend, hat doch letztes Jahr die Mehrheit der erfahrenen Lehrkräfte aus Gründen verfehlter Personalpolitik Urnäsch verlassen. Die Stellen konnten «nur» durch sehr junge PHS-Abgängerinnen besetzt werden (die Lohnpolitik lässt grüssen). Diese jungen Menschen, zweifellos guten Wil-

lens und nur das Beste wollend, sind fachlich sicher kompetent, suchen aber permanent das Mass der Toleranz und den richtigen Umgang mit den Schülern, welche ihrerseits diese Unsicherheiten sofort ausnützen. (...) Die jungen Lehrkräfte merken zwar, dass etwas nicht rund läuft, wagen es aber nicht zu thematisieren, weil sie um den Ruf des «guten Lehrers» bangen. Wenn keine Unterstützung und klare Rechtsregeln da sind, werden viele junge Lehrkräfte total überfordert, geschlissen und verlieren allzu oft und zu früh die Freude am Beruf. (...) Und werfen Sie mir nicht vor, ich dramatisiere die Zustände. Ich weiss sehr wohl, wovon ich spreche!»

Damit ist der Brief noch lange nicht zu Ende. Unter «Folgen dieser Fakten» führt der Oberstufenleiter auf:

«– Unseren jungen Lehrkräften geht es nicht gut. Sie sind verunsichert und mit disziplinarischen Problemen überfordert. – Sie vermissen eine permanent abrufbare pädagogische Betreuung. – Sie fühlen sich auch von den Behörden allein gelassen und spüren von diesen wenig Unterstützung.»

Esther Hiller, Schulleiterin: «Martin Wehrle und ich fanden, dieser Brief sei sehr übertrieben. Trotzdem sind wir nicht einfach untätig geblieben. Wir haben unser Möglichstes gemacht. Doch eines muss ich hier einmal grundsätzlich festhalten: Probleme mit Schülern sind kein Grund, sich umzubringen, absolut nicht! Das muss ich auch zu meinem eigenen Schutz sagen, sonst könnte ich meine Arbeit gar nicht weiter machen. Natürlich haben wir als Schulleitung eine Verantwortung, aber die hat auch Grenzen. Die Hauptverantwortung ist und bleibt beim Lehrer. Ich habe kein schlechtes Gewissen.»

Kurt Sturzenegger, 59, Reallehrer: «Ich hatte meinen Brief nicht in erster Linie wegen Thomas Rusch geschrieben. Ich hatte zwar verschiedentlich das

**Am 11. März schreibt
der Oberstufenleiter in einem Brief an die Schulleitung: «Wenn keine
Unterstützung und klare Rechtsregeln da sind, werden viele junge
Lehrkräfte total überfordert.»**

Gefühl, er habe Probleme, und sprach ihn auch darauf an. Aber er sagte mehrmals, er habe es im Griff. Ich habe ihn nicht als so offen und kontaktfreudig empfunden, wie er von seiner Familie immer geschildert wird.»

Kurz nach dem Brief von Kurt Sturzenegger kündigt Teamleiterin Barbara Hufenus, zutiefst verunsichert und frustriert. (Sie übernimmt ab August 2000 eine Sekundarklasse in St. Gallen.) 14 Gespräche habe sie mit Schulleitung und Mitgliedern der Schulkommission zwecks Unterstützung der Junglehrer geführt, die meisten mehr oder weniger vergeblich. Viel sei ihr versprochen und wenig gehalten worden.

Mitte März besucht Esther Hiller eine Lektion von Thomas Rusch und beurteilt diese, wie sie ihm hinterher mitteilt, als «normal». Gleichwohl gibt sie ihm die Nummern des pensionierten Sekundarlehrers Hohl für fachlichen sowie jene des Herisauer Schulberaters Hans Hösli für allgemeinen Rat. Mit Hohl trifft sich Thomas Rusch

«Heute», sagt die Schwester von Thomas Rusch, «kann ich nicht mehr sagen, ob er ein guter Lehrer war oder nicht. Wie ich überhaupt nicht mehr so klar wie früher sagen kann, das ist richtig und das falsch.»

einmal, bei Hösli meldet er sich nie (was Voraussetzung für eine Beratung wäre), obwohl ihn Esther Hiller im April ein zweites und im Mai ein drittes Mal daran erinnert.

Am 1. Juni, es ist Auffahrt, erklärt Thomas Rusch der Schulleiterin zum ersten Mal: «Ich kann nicht mehr mit meiner Klasse.» Vor allem mit Denise* gehe es überhaupt nicht mehr. Denise stifte dauernd Unruhe in der Klasse und stachle zwei andere Schülerinnen und einen Schüler ebenfalls zum Widerstand an. Das setze eine ungute Eigendynamik in Gang. Und zu seiner Kollegin Barbara Hufenus sagt er: «Ich komme einfach nicht an Denise heran. Warum tut die so, was mache ich falsch?», worauf sie ihm den Rat gibt: «Schau nicht immer hin. Wenn sie spinnt, soll sie halt ein wenig tröteln.» Mit der 2. Sekundarklasse, wo er nur Fach-, aber nicht gleichzeitig Klassenlehrer ist, hat Thomas Rusch indessen weder jetzt und auch später keine grösseren Schwierigkeiten.

Andrea Nauer*, 13, Schülerin von Thomas Rusch: «Ich gehöre ja auch zu diesen so genannten Rädelsführerinnen, wie es in der Zeitung hiess, aber am Anfang mochte ich Herrn Rusch gut, ehrlich. Doch er hatte so lange Fingernägel, und nach der Pause roch er nach Kaffee. Ich weiss, mein Vater sagt, das seien ja totale Bagatellen, trotzdem fing es so an. Vor allem aber konnte er uns die Geometrie nicht erklären. Wir checkten es einfach nicht. Deshalb ging die Hälfte der Klasse jeweils zu René*, weil der von allen Schülern am besten

drauskommt, aber das passte dem Rusch auch wieder nicht. Es waren immer so kleine Kommentare, in denen er zeigen musste, dass er der Chef ist. Als es einmal läutete, wollte Kurt* aufstehen, doch er rief: Alle nochmals hinsetzen. Dann sagte er: schönes Wochenende, erst dann durften wir gehen. Und die Denise, die kam einfach immer dran. Wenn wieder mal etwas war, sag-

te er: Denise, warst du das? Wenn sie Nein sagte, antwortete er: Lüg mich nicht an, du kommst nach der Stunde zu mir. Sie hat ihn gehasst, ja, nicht nur nöd möge. Ihre Noten wurden auch immer schlechter, sie war halt auch nicht motiviert.»

Renata Anderegg*, 13, Schülerin von Thomas Rusch: «Ich habe mich so aufgeregt, was alles in den Zeitungen und in den Leserbriefen geschrieben wurde. Die gaben nur immer uns die Schuld. Dabei haben sie das ja gar nicht selber erlebt. Herr Rusch konnte einfach nicht gut mit den Schülern umgehen, das war es. Er konnte nicht erklären. Ich hatte keinen Krach mit ihm, aber trotzdem war mir die Schule verleidet. Mit der neuen Lehrerin geht es wieder viel besser. Und bei der Denise war das halt ein Sticheln und Gegensticheln.»

Peter Rehm, Schwager: «Unsere Familie hatte nie Kontakt mit Eltern oder Schülern von Thömys Klasse. Ehrlich gesagt, wissen wir auch nicht so recht, wie wir uns ihnen gegenüber verhalten sollen.»

Markus Grieder, Pfarrer in Urnäsch: «Sieben Wochen nach dem Tod von Thomas Rusch hatte ich das erste Mal Gelegenheit zu einem Gespräch mit seinem Bruder Karl. Kontakte gibt es ja so gut wie keine mehr zwischen Urnäsch und der Familie. Nach dem Trauergottesdienst mit diesen massiven Anschuldigungen hat eine wahnsinnige Verhärtung stattgefunden. Doch an diesem Tag, es war der 21. September, konnte ich ihm endlich einmal persönlich sagen, wie zutiefst erschüttert und traurig auch viele Urnäschler sind. Der Grund,

warum Karl Rusch überhaupt bei mir im Pfarrhaus war, war eine anonyme Drohung vom gleichen Tag, die die alten Wunden in Urnäsch nochmals stark aufgerissen hat. Es gab Anrufe bei der Gemeinde, im Schulhaus und im Altersheim, wo jemand drohte, es werde etwas Schlimmes passieren, und dabei immer den Namen von Thomas Rusch erwähnte. Karl Rusch war in einem Grossaufgebot von Polizeigrenadieren, das ausrücken musste. Vom Pfarrhaus aus observierte er das Gemeindehaus, aber mittendrin zog ihn der Polizeikommandant ab, weil aus der Lehrerschaft von Urnäsch interveniert worden war, er sei befangen. Heute ist ziemlich offensichtlich, dass das irgendein Trittbrettfahrer war. Passiert ist nie etwas, aber dem Karl Rusch ist das wahnsinnig eingefahren, weil natürlich schnell gemunkelt wurde, die Familie könnte etwas mit dieser Drohung zu tun haben.»

An besagtem Gespräch am 1. Juni sagt Thomas Rusch zur Schulleiterin: «Woran liegt es? Was kann ich tun? Können wir Denise von der Schule weisen? Im Sommer kommt sie sowieso in die Realschule.» Esther Hiller bietet ihm hierauf an, er könne sich vom Unterricht freistellen lassen und zum Arzt gehen. Doch dazu meint er nur: «Ich bin nicht krank.»

Monica Rehm-Rusch, Schwester: «Wir diskutierten damals über dieses Angebot. Aber ich fand, nein, du spinnst doch nicht, das ist kein psychisches Problem. Heute denke ich, dass es vielleicht nicht geschadet hätte, wenn er zu einem Psychologen gegangen wäre. Wie ich überhaupt nicht mehr wie früher klar sagen kann: Das ist richtig, und das falsch. Ob er ein guter Lehrer war? Früher war ich sicher, dass er das war. Aber jetzt? Ich weiss es nicht.»

Die Schulleiterin besteht nun darauf, dass Thomas Rusch unverzüglich den Sekundarlehrer und nebenamtlichen Supervisor Heinz Naef aus Speicher treffe. Dieser hätte, ebenfalls auf Initiative der Schulleitung, bereits im letzten Dezember in die Sekundarschule nach Urnäsch kommen sollen. Ein Gesprächstermin mit dem Lehrerteam war bereits vereinbart, doch wurde er, weil etwas dazwischenkam, kurzfristig verschoben. Und nie nachgeholt. →

«Mehr Sozialarbeiter als Lehrer»:
Lehrer Rusch mit seiner Realklasse in Herisau.



Auch zu Hause, bei stundenlangen Gesprächen vor allem mit seinen Schwestern, hat Thomas mehr Fragen als Antworten: «Bin ich schuld? Was kann ich tun? Soll ich die Klasse wechseln? Bin ich nun ein Lehrer oder nicht? Warum kann man Denise nicht sofort versetzen?» Er schwankt sehr, was er zu können glaubt und was nicht, richtet aber am 4. Juni der Schulleiterin am Telefon aus, es gehe ihm wieder besser, er wolle weiter unterrichten.

Gleichen Tags teilt ihm Esther Hiller mit, die Eltern von Denise weigerten sich kategorisch, ihre Tochter sofort in die Real versetzen zu lassen, sie bestünden auf den letzten drei Unterrichtswochen vor den Sommerferien. Esther Hiller meint, sie habe sich an die Vorschriften zu halten, wenn kein Konsens zwischen Eltern und Schule möglich sei. Thomas Rusch hingegen will nicht in den Kopf, warum eine Schulleitung nicht einfach die Versetzung einer Schülerin beschliessen könne, die demonstrativ eine Seite aus dem Geografiebuch reisst und seine Aufforderung ignoriert, wenn er sie vor die Türe schickt. Dass eine sofortige Versetzung auch dann nicht durchsetzbar sei, hält er letztlich für eine fehlende Unterstützung durch die Behörden.

Innerhalb von drei Tagen trifft sich Thomas Rusch nun zweimal mit Heinz Naef und lässt sich beraten, wie er mit den schwierigen Schülerinnen umgehen solle. Naef rät zu Einzelgesprächen.

Am Dienstag nach Pfingsten, es ist der 13. Juni, fragt er Esther Hiller: «Meine Klasse freut sich nicht auf den Sporttag. Ist das normal?»

Tags darauf ruft ihn Helen Nauer* an, die Mutter von Andrea, einer der besagten «schwierigen Schülerinnen», und sucht um ein Elterngespräch nach. Es ist ihr erster Kontakt mit Andreas Lehrer. Thomas Rusch sagt, nach Erinnerung von Helen Nauer: «Sie ist gut in der Schule, auch anständig, und grad gestern hat sie einen sehr guten Vortrag über den Wolf gehalten.»

Tags darauf ruft ihn Helen Nauer* an, die Mutter von Andrea, einer der besagten «schwierigen Schülerinnen», und sucht um ein Elterngespräch nach. Es ist ihr erster Kontakt mit Andreas Lehrer. Thomas Rusch sagt, nach Erinnerung von Helen Nauer: «Sie ist gut in der Schule, auch anständig, und grad gestern hat sie einen sehr guten Vortrag über den Wolf gehalten.»

Tags darauf ruft ihn Helen Nauer* an, die Mutter von Andrea, einer der besagten «schwierigen Schülerinnen», und sucht um ein Elterngespräch nach. Es ist ihr erster Kontakt mit Andreas Lehrer. Thomas Rusch sagt, nach Erinnerung von Helen Nauer: «Sie ist gut in der Schule, auch anständig, und grad gestern hat sie einen sehr guten Vortrag über den Wolf gehalten.»

Helen Nauer*, 47, Mutter von Andrea: «Willkommen im Hause Nauer. Wir sind jetzt also die asoziale Familie mit einem Monster als Tochter! Ja, so stand es wörtlich in einem Leserbrief! Aber ich habe schon lange aufgehört, die alle zu lesen, ich will mich nicht noch mehr aufregen. Bis im letzten Jahr fand ich, Andrea sei eine gute und prob-

aber auch sehr ernsthaften und engagierten jungen Mann. Wie es zu dieser Eskalation in der Klasse kommen konnte, weiss ich auch nicht recht. Vielleicht war er manchmal zu hart, zu bockig, und das konnte zu Gegenreaktionen in der Klasse führen, zu einer starken Eigendynamik. Vielleicht rangen auch einige Mädchen um seine Gunst, die er, in seiner sehr korrekten

eigenen Mutter wie einer Sekundarlehrerin gesteht, dass sie die anonyme Anruferin sei.

Am nächsten Montag, dem 19. Juni, erfährt auch Esther Hiller davon, worauf sie, völlig verunsichert über das weitere Vorgehen, sich beim Jugendrichteramt nach der rechtlichen Lage erkundigt und dann Thomas Rusch mitteilt, er habe drei Monate lang Zeit, um Anzeige zu erstatten. Den Namen der Schülerin, die ihm den Tod gewünscht hat, nennt sie nicht, weil ihr das nicht so wichtig erscheint. Esther Hiller will auch keine Sanktionen ergreifen, da sie befürchtet, eine der Schülerinnen könnte sich ein Leid antun. Denn eben erst hat sie erfahren, dass Andrea und ihre Klassenkollegin Sibylle* sich die Unterarme mit einer Rasierklinge geritzt und dabei gedroht hatten, sie würden sich umbringen, falls sie weiterhin zu Thomas Rusch in den Unterricht müssten. Einzelne Lehrerinnen wie Barbara Hufenus finden hingegen, diese Erpressung gehe zu weit, die Schule müsse sofort klar machen, dass sie sich das nicht bieten lasse.

Monica Rehm-Rusch, Schwester: «Wie gesagt, dieses Telefon hat Thomas wahnsinnig verletzt. Aber er war nicht wütend auf Denise, er dachte auch nie an eine Strafanzeige. Viel mehr hat ihn getroffen, dass die Schulleitung ihm nicht sagte, dass sie wusste, wer es war, und ihn zehn Tage lang derart im Ungewissen liess. Den Namen hat er ja hintenherum aus der Lehrerschaft erfahren. Und er verstand auch nicht, das dies keine Konsequenzen für die Schülerin hatte. Man braucht nur zu lesen, was Thömy dazu in sein Tagebuch schrieb: «Schulleitung wusste schon lange, wer angerufen hat. Hat aber nichts dagegen unternommen. Ausschluss!!!»»

Esther Hiller, Schulleiterin: «Ich fand dieses anonyme Telefon damals nicht so wichtig. Es war für mich nochmals eine Steigerung gegenüber dem Zettel, den ich in der Turnhalle gefunden hatte. Entscheidend schien mir die Frage: Wie kann es so weit kommen, dass Schüler und Lehrer einen derartigen Hass entwickeln können? Für mich waren zu diesem Zeitpunkt jene Schülerinnen die Schwächsten, die mit

«I wünsch der dä Tod», sagt eine verstellte Mädchenstimme auf den Telefonbeantworter von Thomas Rusch. Der anonyme Anruf verunsichert ihn zutiefst, mehr aber noch das Verhalten der Schulbehörden.

lemlose Schülerin. Doch seit Anfang Jahr war sie zu Hause immer aggressiver. Sie war erst zufrieden, wenn sie mich wütend gemacht hatte. So bekam ich es derart mit den Nerven zu tun, dass ich Beruhigungstabletten nehmen musste. Andrea sagte, sie wolle nicht mehr bei uns wohnen, wir hätten sie nicht mehr lieb und kümmerten uns nur noch um David, unseren kranken Sohn. Andrea hatte dauernd Kopfweh und Bauchweh. Sie lebte im Schneckenhaus, doch heraus kam jeweils ein Drache. Mein Mann fand, das liege an mir. Im Mai traf ich dann Esther Hiller im Yoga und erzählte ihr, ich käme nicht mehr zurecht mit der Andrea. Darauf sagte sie mir, zwei andere Mütter hätten auch Probleme mit ihren Töchtern, die mit Andrea bei Herrn Rusch in die Schule gehen. Da dachte ich natürlich schnell: Dann liegts an der Schule und nicht an mir.»

Am 15. Juni macht Thomas Rusch eine Umfrage in seiner Klasse, was er tun könne, um das gegenseitige Verhältnis zu verbessern. Diese Umfrage, bekennt er hinterher zu Esther Hiller, sei «ein Eigengoal» gewesen. Auch die Einzelgespräche. Zu Hause tippt er in seinen Computer: «Schwierigkeiten mit vier Schülern. Denise schicke ich nach draussen. Rede mit ihnen, am Nachmittag nochmals. Reden ist sinnlos. Bin gefrustet!»

Heinz Naef, 53, Sekundarlehrer und nebenamtlicher Supervisor in Speicher: «Ich kannte Thomas schon seit seinem Praktikum, das er 1993 bei mir gemacht hat. Ich empfand ihn als aufgestellten,

Art, nicht erwiderte. Auf jeden Fall liess Thomas durchblicken, dass er sich von der Schulleitung und den Behörden zu wenig unterstützt fühlte. Ich glaube, dass er in Speicher, wo wir ein gut durchmischtes Lehrerteam haben, nicht diese Schwierigkeiten gehabt hätte. Das Telefon aus Urnäsch hat mich dann völlig erschlagen, so etwas hätte ich nie erwartet. Wir hatten ja noch abgemacht, wir würden uns nach den Sommerferien wieder treffen.»

Tags darauf, es ist Freitag, der 16. Juni, meldet sich Thomas Rusch krank. Um 8.30 registriert sein Telefonbeantworter einen Anruf, auf dem zwei verstellte Mädchenstimmen zu hören sind. «Chumm sägs...», flüstert die erste, dann sagt die zweite: «I wünsch der dä Tod.» Thomas Rusch ist am Boden. Schnell hat er den Verdacht, es könnte jemand aus seiner Klasse sein, und erkundigt sich bei seinem Bruder Karl, dem Polizisten, ob man eine Fangschaltung installieren könne. Zu Monica, seiner Schwester, meint er: «Das muss ich mir doch nicht gefallen lassen.» Sie wiederum findet: «Das sind 13-jährige Mädchen, die sind doch in der Pubertät und machen halt viel Seich. Klar ist das völlig daneben, aber du darfst dich auch nicht von denen fertig machen lassen.»

Am Mittag teilt ihm eine entsetzte Esther Hiller, die noch nichts vom anonymen Anruf weiss, am Telefon mit, dass sie am gleichen Morgen einen Zettel im Geräteraum der Turnhalle gefunden hat mit dem Satz: «Der Rusch soll verrecken.» Thomas Rusch verbringt das Wochenende in nagender Ungewissheit, während Denise sowohl ihrer

dem Aufschneiden ihrer Pulsadern drohten. Doch im Nachhinein hat das anonyme Telefongespräch natürlich eine völlig andere Brisanz erhalten.»

Noch am gleichen Montagabend treffen sich die Schulbehörden zu einer von Esther Hiller organisierten Aussprache mit jenen vier Elternpaaren, deren Kinder die grössten Probleme mit Thomas Rusch hatten. Letzterer wird nicht eingeladen, was er als weitere Desavouierung durch die Behörden empfindet, während Esther Hiller glaubt, sie schütze ihn dadurch vor den zu erwartenden heftigen Anwürfen der Eltern. Das anonyme Telefon kommt an diesem Abend nicht zur Sprache, hingegen einigt man sich, sofort die kantonale Schulpsychologin mit Einzelgesprächen für alle Schülerinnen und Schüler zu beauftragen.

Remo Nauer*, 46, Vater von Andrea: «Bis zu dieser Aussprache waren wir als Eltern einer so genannten Rädelsführerin nie über die Probleme von Herrn Rusch informiert worden. An jenem Abend fand ich es aber eine sehr gute Lösung, dass man den Kindern endlich einmal die Möglichkeit geben wollte, den Kropf bei einer aussenstehenden Person zu leeren. Bisher konnten sie sich ja nie öffnen. Ich wollte meine Tochter endlich wieder einmal lachen sehen. Als meine Frau und ich von diesem anonymen Telefon erfuhren, sagten wir Andrea sofort, das sei Mobbing und absolut unakzeptabel. Trotzdem standen wir hinter Andrea, sie brauchte schliesslich irgendwo Halt. Gleichzeitig fanden wir, dass alle zusammen mit Herrn Rusch einen Weg finden mussten. Heute glaube ich, dass dieses Mobbing das letzte Mittel der Schüler war, weil sie keinen anderen Weg sahen, um sich zu äussern. Ich weiss, in Urnäsch meinen viele, es brauche einen harten Umgang mit den Kindern, und Respekt werde mit Angst eingedreht. Aber wenn unsere Kinder sagen, ihnen sei das Leben verleidet, dann ist es genug.»

Andrea Nauer, Schülerin: «Ich fand dieses anonyme Telefon schon echli übertrieben. Ich weiss auch nicht recht, was sie sich gedacht hat, was dann passieren würde. Sie sagte einfach, sie hasse ihn. Nach dem Telefon hatte ich ehrlich gesagt mehr Angst um Denise

als um ihn. Der Anruf hat ihr aber schnell sehr Leid getan. Denise hat sich tagelang Vorwürfe gemacht, schon vor den Sommerferien.»

Eine Woche nach dem Anruf, es ist der 23. Juni, steht der während der letzten Tage freigestellte Thomas Rusch erstmals wieder vor seiner Klasse. Er ist ebenso nervös wie die Schüler selber, er weiss nicht, ob er bleiben soll oder gehen, ob alles an ihm liegt oder an der Klasse, ob er überhaupt Lehrer bleiben oder den Beruf wechseln will. Kaum hat die Lektion begonnen, provoziert ihn Andrea, indem sie dauernd mit einem Kugelschreiber klickt, worauf er sie in Absprache mit dem Schulkommmissionsmitglied Markus Lendi, der als Beobachter anwesend ist, vor die Türe schickt. Draussen sagt ihr Lendi, sie sei bis zu den Sommerferien vom Unterricht suspendiert. Daraufhin steigt Andrea auf eine Eisenbrücke, die gleich neben dem Schulhaus über den Dorfbach führt. Kaum haben sie die ersten Schüler vom Zimmer aus dort oben bemerkt, rennt die ganze Klasse panisch hinunter in der Befürchtung, Andrea wolle sich von der Brücke stürzen. Thomas Rusch, völlig konsterniert, bleibt als Einziger im Zimmer.

Andrea Nauer springt nicht und wird von der Schulleitung ins Büro ihres Va-

nicht mehr, ob alles an ihm liegt oder an der Klasse. Ob er weiter unterrichten soll oder kündigen. Ob er überhaupt als Lehrer taugt, oder ob er einen anderen Beruf lernen soll.

ters begleitet, der in der Marketingabteilung eines Industriebetriebs in der Region arbeitet. Remo Nauer, ohnehin sehr aufgebracht darüber, dass die versprochenen Einzelgespräche mit der Schulpsychologin bislang nicht stattgefunden haben, behält sich rechtliche Schritte gegen die Schulbehörden vor.

Jetzt ist auch für Schulleiterin Esther Hiller der Punkt erreicht, an dem sie Hilfe bei einem Mobbingsspezialisten sucht. Sie drängt bei der kantonalen Erziehungsdirektion, von der sie sich ziemlich allein gelassen fühlt, auf eine Adresse und wird an Christopher Szaday verwiesen, einen Spezialisten für Kriseninterventionen aus Zürich.

Christopher Szaday führt übers Wochenende sowohl mit der Schulleiterin wie mit Thomas Rusch längere Telefongespräche. «Tel. mit Herrn Szaday. Kommt am Montag in die Schule. Super! Kommt endlich sofort», notiert Thomas Rusch am Sonntag, 25. Juni, in sein Tagebuch. Seiner Schwester Monica erklärt er, den Entscheid über Gehen oder Bleiben werde er nach diesem Gespräch fällen.

Am Montag überzeugt der Krisenberater Andreas Eltern und das Sekundarlehrerteam, es sei das Beste, die Schülerin in die Klasse zurückkehren zu lassen. Er beobachtet die Klasse zunächst bei einer Junglehrerin und schliesslich auch kurz bei Thomas Rusch. Für Szadays Empfinden ist sie ziemlich brav, und er glaubt, der Konflikt lasse sich in sechs Wochen intensiver Zusammenarbeit lösen.

Thomas Rusch glaubt das nicht. Der Krisenberater stellt ihm zwar in Aussicht, er werde nach den Sommerferien mit Lehrern, Schülern und Eltern einen umfassenden Verhaltenskodex für die gesamte Oberstufe erarbeiten. Doch Rusch bleibt, wie er an jenem Abend in seinem Tagebuch festhält, einzig dieser Eindruck haften: «Szaday hatte für mich nur fünf Minuten Zeit. Scheisse!»

Thomas Rusch weiss

Am Morgen darauf kündigt er. Esther Hiller notiert sich: «Ich informiere alle Sek-Klassen über die Vertragsauflösung. In der 1. Sek wird applaudiert.» 24 Stunden später erhält Thomas Rusch von Schulpräsident Hanke, der ansonsten selten im Schulhaus zu sehen ist, die schriftliche Bestätigung der Kündigung.

Heini Hanke, Schulpräsident: «Ich möchte keine Stellung nehmen zu dieser ganzen Angelegenheit. Wenden Sie sich bitte an den Gemeindepräsidenten.»

Stefan Frischknecht, 44, Gemeindepräsident: «Wir haben nichts zu verstecken. Doch es quält, jetzt so hilflos

nach Gründen zu suchen. Diese ganze Sache ist unter keinem Titel rational nachvollziehbar. Die Familie Rusch verlangte Konsequenzen. Doch was heisst das? Als Gemeinde durften wir kein Signal aussenden, das irgendjemandem Schuld zugewiesen hätte. Sollte man etwa die Schüler bestrafen? Dann wären sie als Schuldige dagestanden. Wir hat-

bara Hufenus, inklusive des Satzes: «Wir wünschen Herrn Rusch auf seinem weiteren Lebensweg alles Gute.»

Doris Hasler-Rusch, Schwester: «Der Thömy war einfach zu perfektionistisch, er nahm alles zu persönlich, er setzte sich die Latte zu hoch im Beruf.»

Hans-Ulrich Sturzenegger, Reallehrer, Herisau: «Ich denke, für Thomas war es eine grosse Enttäuschung, dass

aber keineswegs deprimiert. Er diskutiert mit ihnen über seine beruflichen Möglichkeiten, wobei er vieles ins Auge fasst, von einem Psychologiestudium bis zu einem Job beim Roten Kreuz. Und immer wieder sagt er, die Kündigung sei vermutlich ein Fehler gewesen. Am 1. Juli schreibt er in sein Tagebuch: «Ich hätte einfach mal Ferien haben sollen, um durchschnaufen zu können.»

In der ersten Ferienwoche trifft er beim Aufräumen im Klassenzimmer zweimal auf Esther Hiller. «Vor einem Jahr bin ich mit so viel Euphorie hier gestartet», sagt er zu ihr, «und jetzt bin ich schon wieder am Zimmerräumen. Ich dachte, ich würde länger hier bleiben.» Derweil dachte sie, die Kündigung bedeute eine Entlastung für ihn. «Wir verabschieden uns in gutem Einvernehmen und kollegial voneinander», schreibt Esther Hiller in ihrem (nachträglich erstellten) Gedächtnisprotokoll.

Andrea Nauer, Schülerin von Thomas Rusch: «Wir haben auch jetzt noch im Zimmer 205 Schule. Wenn man grad nichts zu tun hat, schaut man an die Decke und fragt sich: Wo hat er gemacht? Mit dem Kabel des Hellraumprojektors? Auf welchem Stuhl ist er gestanden? Was waren seine letzten Gedanken? Wenn ich noch könnte, würde ich ihn fragen, warum er das nur in dem gottverdammten Schulzimmer gemacht hat. Ich glaube: wegen meiner Schuldgefühle. Vielleicht ist das ein fieser Gedanke, aber wollte er uns auf seine Art fertig machen? Alle fragten immer: Haben die Meitli jetzt ihr Ziel erreicht? Es fragt aber niemand: Hat er sein Ziel erreicht? Und noch etwas würde ich ihm sagen: Ich würde mich wahrscheinlich entschuldigen. Am Anfang war ich scho chli verrückt auf ihn, dass er das gemacht hat. Dann war ich traurig. In meinen Träumen kommt er auf mich zu und berührt mich mit der Hand an der Backe.»

Mitten in den Schulferien, am 18. Juli, ruft Thomas Rusch Esther Hiller an und erkundigt sich, ob man bereits einen Nachfolger für ihn gefunden habe. Man hat nicht. Erst jene für seine Kollegin Barbara Hufenus ist gefunden, eine PHS-Abgängerin ohne Berufserfahrung. Er wolle, sagt Thomas

«Wir Lehrer», meint ein früherer Berufskollege von Thomas Rusch, «müssen endlich lernen, dass es kein persönliches Versagen ist, wenn man bei einer schwierigen Klasse Hilfe von aussen braucht.»

ten auch grosse Angst, dass sich eines der Kinder etwas antun könnte. Oder hätten wir die Schulleitung und den Schulpräsidenten in die Wüste schicken sollen? Mit diesem Schritt hätten wir sie für den Tod von Herrn Rusch verantwortlich gemacht. Die sehr angespannte Situation, in der die Nerven aller Beteiligten blank liegen, macht jede Geste und jeden Satz so schwer, als müsste man sich auf einem Seil 1000 Meter über dem Boden bewegen. Für mich ist entweder niemand schuld oder alle. Wir müssen akzeptieren – das ist meine Überzeugung –, dass Thomas

er zuerst bei der Realklasse in Herisau das Gefühl des Versagens hatte und dann wohl auch in Urnäsch. Doch wir Lehrer müssen endlich selber lernen, dass es kein persönliches Versagen ist, wenn man Hilfe von aussen braucht, um mit einer schwierigen Klasse zurecht zu kommen. Dieses Gefühl ist tief in unserem Berufsstand drin.»

Am zweitletzten Schultag, es ist der 29. Juni, entschuldigt sich Denise – auf Anraten von Christopher Szaday – bei Thomas Rusch für den anonymen Anruf. Er habe es akzeptiert, meint er hinterher zu Esther Hiller, auch wenn die Schülerin sich «so entschuldigt hat, wie sie eben ist».

Drei Tage nach der Kündigung in Urnäsch beginnt Thomas mit einer neuen Arbeit in Appenzell. Seine Verwandten erleben ihn als nachdenklich, aber keinesfalls als niedergeschlagen.

Rusch diese ganz persönliche Entscheidung gefällt hat.»

Monica Rehm-Rusch, Schwester: «In Urnäsch waren sie doch froh, dass Thömy gekündigt hat. Man hat ihn fallen lassen wie en heisse Herdöpfel. Niemand fragte ihn, ob er sich die Kündigung nicht noch mal überlegen wolle. Er selber sagte mir dann schnell, er hätte nicht kündigen sollen. Er hatte Angst, wenn er auf diese Art aufhöre, kriege er sicher ein schlechtes Arbeitszeugnis und finde keine Stelle mehr als Lehrer. Das Arbeitszeugnis erhielten wir dann auf Verlangen eine Woche nach seinem Tod. Es stand wörtlich das Gleiche drin wie im Zeugnis von Bar-

Während eines Elternabends am gleichen 29. Juni, dem zweitletzten Schultag – Thomas Rusch ist nicht mehr dabei – schlägt Christopher Szaday gemäss Protokoll von Esther Hiller vor, «in die Ferien zu gehen, sich zu erholen und Herrn Rusch eine Karte zu schreiben, er braucht moralische Unterstützung».

Ferien macht Thomas Rusch keine, denn seine hochschwangere Schwester Monica hat ihm vorgeschlagen, ihren Job als Marketingmitarbeiterin bei Appenzellerland Tourismus zu übernehmen, solange sie im Mutterschaftsurlaub ist. Bereits am 3. Juli fängt Thomas dort mit der Arbeit an. Auf die Familie und auf Freunde wirkt er nachdenklich,

Rusch, seine Kündigung rückgängig machen, weil er wieder Mut und Kraft geschöpft habe und glaube, dass er es wirklich schaffen werde. Esther Hiller, ziemlich überrumpelt von dieser Anfrage, erklärt ihm, dieser Entscheid liege nicht in ihrer Kompetenz, die Sache sei auch nicht so einfach. Sie sagt aber nicht, dass sie keine Ahnung hat, wie sie das der Klasse beibringen könnte, weil sie diese bereits auf einen Neuanfang mit einer frischen Lehrkraft eingestimmt hat.

Judith Huber, 28, Sekundarlehrerin und Kollegin von Thomas Rusch: «Ich hatte in den Sommerferien intensiven privaten Kontakt mit Thömy, es bahnte sich da etwas an zwischen uns. Als er mir erzählte, er wolle es nochmals in Urnäsch versuchen, fragte ich: Glaubst du wirklich, dass das gut kommt? Daraufhin meinte er, er wolle nicht einfach den Bettel hinschmeissen, die Sache sei doch nicht so aussichtslos. Für Thömy war es dann schon ein Zeichen, dass sie ihn nicht mehr wollten, weil er lange nichts mehr von Esther

Hiller hörte. In den nächsten Tagen gingen wir ein paar Mal zusammen in St. Gallen zusammen Salsa tanzen und hatten es total gut miteinander. Da war für mich klar, dass er wieder Tritt gefasst hatte. Ich fand, er sei glücklich und sehe wieder Perspektiven, im Job und mit uns zwei. Am Freitag, zwei Tage vor seinem Tod, machten wir noch ab für die nächste Woche.»

Am 19. Juli schreibt Thomas Rusch den letzten Eintrag in sein Tagebuch. Er vermerkt seinen Anruf bei Esther Hiller und schreibt zum Schluss: «Aber jetzt ist es zu spät.»

Esther Hiller, Schulleiterin: «Mein Fazit? Ich werde künftig sensibler sein bei Anstellungen. Wir brauchen auch mehr mittelalterliche Lehrer im Team, was nur möglich ist, wenn die Löhne erhöht werden. Die Nachfolge von Thomas Rusch tritt ein 31-jähriger deutscher Lehrer an, der zwei Jahre lang Stellvertretungen an Sekundarschulen gegeben und Erfahrungen mit verhaltensauffälligen Schülern hat. Im Moment machen wir eine Teambildung

unter externer Leitung. Und wir erarbeiten einen Verhaltenskatalog, wie ihn Herr Szaday angeregt hat. Ebenfalls sensibler reagiere ich, wenn mir eine Lehrkraft sagt: Jetzt ist genug. Ich greife heute schneller ein, die Grenzen müssen klar sein, wie viel ein Lehrer einstecken muss. Hin und wieder muss man einen Schüler halt auch von der Schule weisen. Wissen Sie, damals, bei unserem Kondolenzbesuch, wollte die Familie mehrmals von mir wissen, ob ich überhaupt fähig für diese Arbeit sei. Ich war ja noch in Ausbildung während dieser Zeit. Schon vor den Sommerferien fragte ich mich einige Male, ob ich so etwas nochmals durchstünde. Das hat mich alles sehr belastet. Trotzdem habe ich meinen definitiven Anstellungsvertrag im August unterschrieben. Wenn ich gegangen wäre, hätte das ausgesehen wie ein Eingeständnis von Schuld.»

Martin Wehrle: «Eines muss endlich mal gesagt sein: Wir spüren heute eine echte Solidarität im Lehrerteam und in der Bevölkerung von Urnäsch. Die

Schulleitung hat auch das Vertrauen der Gemeinde und des Kantons. Meine Kollegin Esther Hiller hat selbstlos und mit grösstem Engagement alles Menschenmögliche in diesem Fall unternommen. Die Schule Urnäsch darf zuversichtlich in die Zukunft schauen.»

In der vierten Juliwoche pendelt Thomas Rusch von Kindsbett zu Kindsbett, die eine Schwester liegt mit ihrem Sohn Pascal im Spital in Heiden, die andere mit Tochter Stefanie in Appenzel. Die Familie ist bester Dinge, die Verwandtschaft ist angereist. Man redet, wie Schwager Peter sagt, «über Gott und die Welt und die Zukunft», kaum hingegen über die letzten Monate in Urnäsch.

Monica Rehm-Rusch, Schwester: «Hier in der Stube liegen überall noch seine Sachen, der Strohhut, die Sonnenbrille, der Rucksack. Auf dieser grünen Chaiselongue lag er immer. Ich habe das Gefühl, der Thömy könne jeden Moment zur Türe hereinkommen. Ich sage noch heute, dass ich ihn gut gespürt habe. Doch bin ich wahnsinnig

enttäuscht über mich, dass ich ihm nicht helfen konnte. Wenn er immer echli depressiv in seinem Leben gewesen wäre, dann wäre das für uns fast einfacher zu begreifen. Aber so?»

Peter Rehm, Schwager: «Ich habe vor kurzem mit einer Psychologin gesprochen. Die hält es für denkbar, dass Thomas in einer völlig normalen Absicht ins Schulhaus ging und in dem Moment, als er allein im Zimmer und sozusagen nochmals vor der Klasse stand, plötzlich alle Eindrücke auf ihn prallten. Da könne alles kippen, so etwas sei innerhalb von Minuten möglich. Vielleicht war es so, wir wissen es nicht, und das macht uns schier wahnsinnig. Auch am letzten Tag hatten wir nicht den kleinsten Hinweis, dass er sich an diesem Abend umbringen könnte. Uns ist nur ein Rätsel, was er zwischen 17 und 21 Uhr gemacht hat. Wir wissen nicht, warum er noch einmal in sein leeres Schulzimmer gegangen ist.»

Doris Hasler-Rusch, Schwester: «Es soll Tiefs geben wie Migräneanfälle. Irgendwie will man es ja erklären.»

Josefine Rusch, 65, Mutter: «Was soll ich sagen? Es bringt ihn ja doch nicht mehr zurück.»

Am Morgen des 30. Juli 2000, es ist ein Sonntag, der letzte Tag im Leben von Thomas Rusch, macht er zuerst Frühstück für sich und seinen Schwager (Monica ist im Spital), dann wäscht er Kleider und hängt sie dann zum Trocknen auf. In seiner Agenda hat er für Montag einen Termin zum Salsatanzen eingetragen, am Dienstag will er ans 1.-August-Fest seiner Schwester Uschi und am Mittwoch mit seinem Kollegen Andy Badminton spielen gehen. Am Nachmittag tankt er sein Auto voll, bevor er zu Doris und seinem am Vortag geborenen Götlibuben Pascal fährt. Um 17 Uhr sagt Thomas in ganz normalem Tonfall: «Also, genießt euer Familienleben.» Dann verabschiedet er sich wie immer. <

*Name geändert

Martin Beglinger ist «Magazin»-Redaktor (mbeglinger@dasmagazin.ch).

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Tod eines Lehrers
Martin Beglinger

in Das Magazin Nr. 45 vom 11. bis 17. November 2000

Eines der gefährlichsten Wörter in unserer Branche ist das Wort «journalistische Ethik». Meist signalisiert es nichts anderes als den Auftakt wolkiger Nebulositäten. Was das Wort konkret heisst, wie sich journalistische Ethik mustergültig verkörpert, sieht man selten so vorbildlich wie in Martin Beglingers «Tod eines Lehrers». Beglinger leuchtet die Hintergründe eines Suizids aus. Er bewegt sich in einem Feld, das heikler kaum sein kann, zwischen Tod und Schuld, zwischen Schmerz und schlechtem Gewissen. Und es gelingt ihm, allein das schon ein kleines Wunder, nicht einen Faux Pas zu begehen. Er verrät weder die Ansprüche der Leser noch verletzt er die Sensibilität derer, die er befragt. Er bringt Hartnäckigkeit und Diskretion in die Balance. Er erweist dem Willen zur Wahrheit die Ehre und hat, ohne es an die grosse Glocke zu hängen, ein gutes philosophisches Gefühl für die Grenzen des Wissens. Am Ende seines Artikels wissen wir so viel, wie wir wissen können, und wir wissen auch, dass (und was) wir nicht wissen. Für all das hat Martin Beglinger eine Sprache und eine Form gefunden, von denen man in recht weiten Kreisen schriftstellerisch recht viel lernen könnte: genau, schlackenlos, intensiv und spannend. Fast am meisten bewundere ich, wie er auf alles, was nach Effekt riecht, verzichtet hat. Wir wären froh, wenn wir kommendes Jahr wieder einen solchen Preisträger finden könnten.

Andreas Isenschmid

Der Zürcher Journalistenpreis 2001

wird

Herrn Alexej Djomin
und
Herrn Andri Bryner

für ihre Artikel

Stadtbeobachter-Kolumnen

erschienen im Landboten vom 15. Juli bis 13. September 2000

verliehen.

Zürich, 9. Mai 2001

Die Jury:



Andreas Isenschmid



Barbara Burer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Hinweis

Auf Einladung der Lokalredaktion des «Landboten» weilte im letzten Sommer der russische Journalist Alexej Djomin als «Stadtbeobachter» für rund drei Monate in Winterthur. Der Auftrag war, Alltagsbeobachtungen in einer täglichen Kolumne festzuhalten und zu kommentieren. Wegen seiner beschränkten Deutschkenntnisse verfasste er die Artikel zunächst in russischer Sprache, die dann mittels eines Uebersetzungsprogrammes und mit Hilfe der Lokalredaktion übertragen und redigiert wurden.

Die insgesamt 49 Beiträge erschienen zwischen dem 15. Juli und 13. September 2000. Den 50. Beitrag hat Alexej Djoimin zwei Wochen nach seiner Rückkehr nach Russland geschrieben, nach dem Motto: Nun die Heimat mit neuen Augen sehen.

Von den gesammelten Kolumnen, die hier aus Platzgründen nicht alle aufgeführt werden können, ist ein Separatdruck erschienen, der bei Interesse kostenlos bestellt werden kann: Der Landbote, Sekretariat Redaktion, Postfach 778, 8401 Winterthur; Vermerk: «Stadtbeobachter-Broschüre». Bitte legen Sie ein rückadressiertes Couvert (C5) bei.

ALEXEJ DJOMIN: «ICH WERDE MICH BEMÜHEN, EIN GUTER SPIEGEL ZU SEIN»

Russe sagt fünf Wochen «grüezi»

Er wohnt in Kasan, 800 Kilometer östlich von Moskau, und war bis vor kurzem Chefredaktor von «Radio Wolga». Während fünf Wochen ist er, erstmals in der Schweiz, Stadtbeobachter für den «Landboten».

von ALEXEJ DJOMIN

Stellen Sie sich vor. Sie sind ein Journalist, und Sie wohnen in der Schweiz.

Sie sitzen ruhig bei sich zu Hause und Sie denken an etwas Angenehmes, zum Beispiel, was Sie zum Abendessen kochen wollen. Und plötzlich klingelt das Telefon, und man sagt Ihnen, jemand rufe aus Lateinamerika an, vom Amazonas zum Beispiel. Die Bevölkerung des Gebiets hat die Absicht, sich den Journalisten aus Europa einzuladen, damit er während der Regenzeit als «Beobachter» arbeitet. In dieser Zeit erholen sich die Leute am Amazonas gewöhnlich und lesen die Zeitungen. Ob der «sehr geehrte Herr» zustimme, ein wenig für sie zu schreiben? Natürlich nur, wenn er keine anderen Pläne habe. Ich weiss nicht, wie Sie reagieren würden. Ich würde zusagen. Nicht, dass ich keine Pläne gehabt hätte. Bloss, es rief mein Kollege an, auch ein Journalist. Zusammen hatten wir in Russland auch schon davon geträumt, dass ich als Gast zu ihm kommen würde.

Stimmen Sie zu, fahren Sie zu Ihrem Freund, selbst wenn er in der Antarktis lebt. Was mich betrifft, ich bin in Winterthur angekommen.

Ein Kurort mit Schlechtwetter

Mein erster Eindruck von der Schweiz war ziemlich traurig. Der Flughafen schien mir klein im Vergleich zum



Bild: Marc Danneberg

Alexej Djomin, 37-jährig, Arzt und Journalist aus der Millionenstadt Kasan, Hauptstadt der Republik Tatarstan, beobachtet Winterthur und die Winterthurer.

Moskauer Scheremetjewo. Es war finstern, es regnete, und der Kapitän des Flugzeuges sagte, dass die Temperatur draussen nur 11 Grad sei. In Moskau hatte

noch Hitze geherrscht. Ich stand im T-Shirt auf der nassen Treppe zwischen Flugzeug und Erde und dachte, dass es vielleicht die falsche Schweiz sei.

Man sagte mir bei uns, in der Schweiz gleiche das ganze Leben einem grossen Kurort. Aber was für ein Kurort, wenn es dort kein gutes Wetter gibt? Ausserdem wusste ich, dass in den deutschen Kantonen die Schweizer deutsch sprechen. Aber das erste Wort, das ich durchgelesen habe, schien mir nicht ganz deutsch: «Grüezi». Wahrscheinlich, habe ich nachgedacht, ist das nur ein Scherz. Und wahrscheinlich ist das die Werbung irgendeiner Firma. Aber im Gespräch mit dem Grenzsoldat, habe ich verstanden, dass es kein Scherz ist, sondern «grüss dich» bedeute. Gewiss, mein deutsch ist von der Vollkommenheit sehr fern, aber als ich in Ostdeutschland war, verstand ich praktisch alles. Aber hier begann ich zu zweifeln. Sollte ich dem Grenzsoldaten, der gefragt hat «Do you speak English?», antworten, dass ich deutsch spreche. Mein Freund Thomas, der mich abholen kam, hat dann alles erklärt, und ich habe mich beruhigt. Alle Schweizer, sagt er, können hochdeutsch sprechen, man müsse sie nur bitten. Aha! Also wiederhole ich: «Ich bin der Journalist aus Russland. Die Lokalredaktion des «Landboten» hat mich eingeladen, als Stadtbeobachter für ihre Zeitung zu arbeiten. Ich verstehe Deutsch, aber bitte sprechen Sie langsam.»

Eigentümlicher Spiegel

Ich werde mich bemühen, objektiv zu sein. Doch wie mir mein neuer Chef gesagt hat, ist die Hauptsache im Projekt, dass ich die Stadt und alles hier mit meinem eigenen Blick sehe. Ich soll also der eigentümliche Spiegel sein, um Sachen im neuen Licht zu zeigen, an die sich die Schweizer gewöhnt haben, die sie gar nicht bemerken. Gut. Für heute bin ich fertig. Ich werde mein Bestes tun, damit die Spiegelungen nicht allzu schief werden. Bis bald, in der folgenden Nummer.



Stadtbeobachter

von ANDRI BRYNER

Normalerweise heisst es «Unser Mann in Russland». Für einmal kehren wir Aufgabe und Bezeichnung um 180 Grad um: «Unser Mann aus Russland», wie man dem Projekt Stadtbeobachter auch sagen könnte.

In den fünf Wochen Schulsommerferien bietet Ihnen die Lokalredaktion ein besonderes Menu. Nicht nur der traditionelle Fotowettbewerb (siehe unten) und die Sommerseite unter dem Motto «Strassen der Stadt» heben diese Zeit vom üblichen Zeitungsalltag ab, zusätzlich arbeitet seit gestern mit Alexej Djomin ein Journalist aus der Republik Tatarstan (Russland) in unserem Team. Seinen Auftrag beschreibt er im nebenstehenden Artikel gleich selbst.

Alexej Djomin ist studierter Arzt, Hals-Nasen-Ohren-Spezialist. Nach einem Aufenthalt in Ostberlin – daher seine Deutschkenntnisse – begann er 1995 für verschiedenste Medien und Agenturen in Russland zu arbeiten. Unter anderem schrieb er für die Kasaner Abendzeitung «Wetchernjaja Kasan» und war stellvertretender Chefredaktor der Kasaner Zeitung «Kasanskoje Wremja». 1998 sammelte er Fernseherfahrungen beim Lokalsender «Efir». Zuletzt arbeitete er als Chefredaktor bei «Radio Wolga». In seine Beobachtungen wird Alexej Djomin auch Erfahrungen aus der Millionenstadt Kasan einfließen. Wir wünschen ihm viele gute Begegnungen in Winterthur.

Thema unter den Füßen

■ von ALEXEJ DJOMIN

Ein interessantes Thema für eine Beobachtung zu finden, ist immer ein Problem. Aber manchmal hat der Journalist Glück, und das Thema fällt ihm in die Hände – oder dieses Mal unter die Füße. Wenn man Schweizer mit russischen Strassen vergleicht, fällt der Vergleich eindeutig nicht zu Gunsten der letzteren aus. Wie hat doch vor 150 Jahren der grosse russische Schriftsteller Nikolaj Gogol gesagt: «In Russland gibt es zwei Unglücke – die Dummköpfe und die Strassen.» Seit damals hat sich wenig verändert, aber lassen wir das.

Gestern beobachtete ich, wie man sich in Winterthur um die Strassen sorgt. 11.15 Uhr, Bahnhofplatz, Haltestelle des Technorama-Bus: Die Brigade der Arbeiter ist mit der Reparatur der Strasse neben dem Gehsteig beschäftigt. Sie besteht aus zwei Menschen. Einer trägt rote Hosen und ein T-Shirt, der andere grüne Manchesterhosen, ein Hemd und eine Baseball-Mütze. Ungefähr so sehen die Arbeiter auf der ganzen Welt aus, feste Hände, braungebrannte Gesichter. Es ist sichtbar, dass sie keine Anfänger sondern Spezialisten sind.

In einer Reihe ist die Reparatureinrichtung abgelegt: Gasofen für das Flickbitumen, fahrbares Elektrofräsgerät für den Asphalt, die Hämmer, die Brecheisen, Zementpakete und Schotter. Die Stelle der Reparatur ist markiert mit Schildern. Um den Umgang der Schweizer mit ihren Strassen zu verstehen, muss man gesehen haben, mit welcher Mühe und Sorgfalt diese zwei Arbeiter den Schlitz im Asphalt zugemacht haben. Zuerst bliesen sie ihn aus mit Luft aus dem Kompressor. Dann gossen sie fein säuberlich Bitumen hinein und ergänzten mit trockenem Asphalt. Dann wurde lange gestampft mit dem speziellen Werkzeug. Dann gossen sie erneut Bi-

tumen und wiederholten die ganze Operation noch zweimal. Zum Abschluss legte ein Arbeiter sanft von Hand Steinchen in die Fuge, und er goss nochmals mit solcher Vorsicht Bitumen nach, als ob es Schwefelsäure wäre. Endlich war



alles fertig. Sie denken, dass sich die Brigade nun gesetzt hat, um sich zu erholen? Sie irren sich. Während einer die Instrumente ordnete, hat der andere mit einem speziellen Eisen Bänder mit überflüssigem Bitumen von der Strasse abgeschabt, sie gefaltet und zurück in den Gasofen gebracht.

Danach sah die Strasse prima aus. Doch drei Männer in blauen Hemden und Krawatte, ich weiss nicht woher sie kamen, waren sich nicht einig. Sie beschauten den Asphalt kritisch. Jeder gestikuliert mit wichtiger Mine und bemühte sich, maximalen Eindruck zu erzeugen. Chefs sind überall identisch – sogar ihr Gesichtsausdruck ist ähnlich. Aber die Strassen in Kasan, genauer ihre Abwesenheit, haben keine Beziehung zur Menge unserer Chefs. Bedeutet das nicht, dass die Arbeiter das Wichtigste sind? Nach der Reparatur erinnerte nichts an die geleisteten Arbeiten. Die Leute, die sich nach den eigenen Sachen beeilten, reagierten in keiner Weise auf die erneuerte Stelle. Man sagt, ans Gute gewöhnt man sich schnell. Wenn das so ist, so würde ich mich gerne auch in Russland an gute Strassen gewöhnen.

DER STADTBEOBACHTER UND DAS VELO

Nationalverkehrsmittel

■ von ALEXEJ DJOMIN

Während in Amerika das Auto und in Arabien das Kamel als nationales Verkehrsmittel gilt, ist es in der Schweiz, oder zumindest in Winterthur, das Fahrrad. Ähnlich soll es in China sein, aber dort war ich bisher nicht. Ausserdem bin ich nicht in der Lage, mir Milliarden von Fahrrädern vorzustellen. Viel einfacher ist es in Winterthur. Die Bevölkerung zählt nur knapp 100 000 Einwohner. Und jeder erwachsene Winterthurer besitzt ein Fahrrad (natürlich ein Velo!), manche sogar zwei. Ein Exemplar halten sich viele auf Vorrat. Meine Freunde zum Beispiel haben für mich sofort ein ganz anständiges Velo aus dem Keller geholt, das ich nun benutze. Ich komme damit immer besser zurecht, doch mich stören die vielen Gänge. Russische Fahrräder (die gibt es auch) haben gewöhnlich nur einen Gang. Es wäre daher unvorstellbar, dass ein Tourist die Alpen mit einem russischen Fahrrad erkundet. Er würde nicht einmal bis zur Mitte des Hügels kommen.

Die Winterthurer aber fahren viel und mit Vergnügen. Und zwar nicht nur in der Natur, sondern auch in der Stadt. Mein Eindruck ist, dass es viel schwieriger ist, in der Stadt zu fahren. Es gibt zu viele Ampeln und Verkehrstafeln. Aber der Radfahrer ist hier ein gleichberechtigter Verkehrsteilnehmer. Er wird respektiert. Und wenn einem mitten in der Strasse die Kette rausspringt, wird man nicht beschimpft, und es schreit auch keiner aus dem Fenster «Idiot!», wie es in Russland der Fall ist. Hier verlässt man die Strasse einfach vorsichtig.

Viele Winterthurer sind zwar der Meinung, dass es auch in der Schweiz gefährlich ist, Rad zu fahren. Sie sagen, es gebe nicht genug breite Radwege und es sei oft schwierig, Strassen zu überque-

ren. Für mich ist es komisch, dies zu hören. Es muss einmal gesagt sein, dass es in Russland im Allgemeinen gar keine Radwege gibt. Wenn jemand es wagt, mit dem Fahrrad zur Bäckerei zu fahren, so benutzt er dazu nur den Gehsteig.

Es hat mich verwundert, wie sorglos die Leute hier ihre Fahrräder im Veloständer lassen, gesichert nur durch ein kleines Veloschloss auf dem Vorderrad. Also, liebe Winterthurer! Bei uns würde nur ein Fauler das Fahrrad nicht sofort unter dem Arm forttragen.



Offen gestanden, in Zürich ist mir auch schon angeboten worden, ein gestohlenen Fahrrad für 200 Franken zu kaufen. Es war am Abend, im Stadtzentrum. Dem Jungen fehlte offenbar das Geld für Drogen. Aber niemand hat ihm das Fahrrad abgekauft. Später sahen wir noch, wie er von Bar zur Bar fuhr und das Rad erfolglos für 150 Franken anbot.

Die Winterthurer gewöhnen ihre Kinder schon früh an das Radfahren. Ich habe oft gesehen, dass hinter den Erwachsenen in einem kleinen Wagen winzige Kinder fahren. Das zu beobachten ist sehr spannend. Die Babys sehen neugierig auf die Strasse und fahren neben, zum Beispiel, schicken Porsches her. Jeder hat ein Recht auf Existenz. Das ist eine der Bekundungen der Schweizer Demokratie. Jeder wählt das, was ihm am besten passt.

Damen und Kavaliere

von ALEXEJ DJOMIN

Nach dem gestrigen Artikel über die «Street Parade» haben womöglich manche gedacht, dieser russische Stadtbeobachter sei ein alter Nörgler, ein Rückständiger, ein Feind des Fortschrittes. Doch das stimmt nicht. Jeder wählt die Unterhaltung nach seinem Geschmack. Und ich denke, dass ein Mensch, der den Klang eines Saxofons von jenem eines Rangierzuges unterscheiden kann, besser daran tut, sich in den Club «Scarlett» zu begeben.

Als man mir erzählt hat, dass es in Winterthur einen Club für Paartanz gibt, habe ich mir vorgestellt, dass es dort hoffnungslose Pechvögel gibt, die sich in ihrer Freizeit von einer sympathischen Instruktorin begleiten lassen. Oder alte Jungfrauen, die mit einem bezahlten Gigolo plumpen Foxtrott tanzen.



Deshalb, habe ich, als ich ins «Scarlett» aufgebrochen bin, meiner Kleidung keine besondere Bedeutung zugemessen: Ich trug Jeans, ein Hemd und Jesuslatschen. Ich habe sogar überlegt, mir Shorts anzuziehen. Die Demokratie in der Kleidung ist eines der eigentümlichen Zeichen der Schweizer. Gott sei Dank, habe ich es mir anders überlegt. Denn in Shorts Foxtrott zu tanzen ist, wie im Frack an den Strand zu gehen.

Das Interieur des Clubs hat mich sehr an die Filme mit John Travolta erinnert: viele farbige Lichter, die Spiegel, der beleuchtete Boden, die bequemen Sessel entlang den Wänden, zwei Bars. Die angenehme Bedienung entspricht ganz

dem Preis der Eintrittskarte – 8 Franken. Alkoholfreie Fruchtcocktails kosten 12 Franken ... Es ist ein bisschen teuer, aber andererseits: der Club rechnet mit Besuchern, die sich mehr als nur Sprite leisten können. Vom Alkohol ist hier niemand begeistert. Dafür tanzen praktisch alle mit grossem Vergnügen. Die Damen (hier passt kein anderes Wort) tragen einfache, bequeme Kleider, was sehr attraktiv aussieht. Die Kavaliere (und hier auch passt kein anderes Wort) tragen klassische Hosen und Hemden mit kurzen Ärmeln. Ehrlich gesagt, sah ich noch nie so viele Leute, die sich so schön und originell im Takt der Musik bewegten.

In meinen Jugendjahren arbeitete ich als DJ. Ich führte damals eine viel grössere Discothek, doch erinnerte dort alles an einen Ameisenhaufen. Im «Scarlett» tanzen die Leute wirklich. Und sie tanzen nicht schlecht. Foxtrott, Boogie, Samba, Cha-Cha-cha, Swing ... Nicht alle tanzen hervorragend, und manche Figuren waren denen von Jane Fonda oder Patrick Swazey sehr fern, aber einige Paare trafen ihre Grazie sehr gut. Es war so leicht und schön, dass ich innerlich begann, mich zu schimpfen: Warum habe ich meine Zeit in Discotheken verthan und nicht gelernt, richtig zu tanzen?

Besonders gut haben mir die lateinamerikanischen Kompositionen gefallen. Wenn der DJ einen Song von Santana aufgelegt hat, wurden die Leute mit dem reinen zauberhaften Klang der Sologitarre und den heissen Latino-rhythmen zusammengezogen. Die Lichtfontänen verstärkten den Eindruck. Ich sass auf dem Tisch und verbarg schamhaft meine Jesuslatschen unter dem Sessel. Eine sehr sympathische Dame sass am entgegengesetzten Ende des Lokals. Sie war auch allein. Manchmal sah sie mit der Interesse zu mir hinüber und ... was hätte ich tun sollen? Ich bin aufgestanden und ... nach Hause gegangen. Das nächste Mal werde ich mit Schuhen hierher kommen. Und ich hoffe, dass ich bis dann wenigstens gelernt habe, Foxtrott zu tanzen.

DER STADTBEOBACHTER ÜBER DIE SCHWEIZER

«Gewohnheit ist die zweite Natur»

von ALEXEJ DJOMIN

«Gewohnheit ist die zweite Natur», sagt ein Sprichwort. Über die Russen hat Bismarck einmal gesagt «Sie spannen langsam ein, fahren aber schnell». Und was lässt sich über die Schweizer sagen? Welche typischen nationalen Charakterzüge nimmt man von aussen wahr?

Ich lebe nun erst seit etwas mehr als einem Monat in der Schweiz, aber einige Eigenheiten sind mir aufgefallen.

Erstens: die Telefongespräche. Wenn ein Schweizer telefoniert, wird er um sich herum nichts wahrnehmen. Die Schweizer lieben es zu telefonieren. Sie machen es lange, ernst und mit Lust. Deshalb, wenn Sie kurz einen Bekannten besuchen wollen, und in diesem Moment sein Telefon klingelt, seien Sie sicher: Ihr Bekannter wird keine Zeit für Sie haben. Gekränkt zu sein ist zwecklos. Die Erklärung ist folgende: Der, welcher anruft, hat nicht weniger Anrecht auf Aufmerksamkeit als der Besucher. Anders ist dies in Russland. Dort wird man dem Besucher unbedingte Aufmerksamkeit schenken und dem Anrufer erklären, dass es jetzt unpassend sei, weil man einen Gast oder einen Kunden zu Besuch habe. Per Telefon zu schwatzen ist auch bei uns beliebt, aber vor allem bei Hausfrauen und den Rentnern.

Zweitens: die Geduld. Die Schweizer sind sehr geduldig, vor allem was beliebige Dummheiten betrifft. Wenn in Russland ein erwachsener Mann in einem Brunnen baden will, wird schnell jemand psychiatrische Hilfe anfordern. Hier sah ich, wie ein etwa 40 Jahre alter Bürger in einem Brunnen auf einem zentralen Platz plantschte. Die Passan-

ten kostete dies höchstens ein Lächeln, und die Kinder plantschten zusammen mit dem erwachsenen Herrn im Brunnen.

Drittens: Weinliebe. In der Schweiz gibt es eine riesige Auswahl an Weinen und fast niemand verzichtet auf das Vergnügen, beim Abendessen nach der Arbeit ein Glas Wein zu trinken. Bei uns wäre dies unmöglich. Eine gute Flasche Wein kostet dreimal so viel wie eine Flasche Wodka. Und ausserdem, wenn man bei uns beginnt zu trinken, lässt man es nicht bei einem Glas bleiben. Am Morgen schmerzt der Kopf dann sehr.



Viertens: die traditionelle Begrüssung. Bei uns sagt man, alle gutherzigen Christen sollten sich bei einer Begegnung dreimal küssen. Die Schweizer küssen sich dreimal bei der Begegnung und beim Abschied, wobei die Initiative gewöhnlich von den Frauen herkommt. In der Sowjetunion liebten es früher die Generalsekretäre der KPdSU sehr, sich mit Küssen zu begrüßen. Heute aber ist diese Begrüssung in Russland nur noch unter Gläubigen an grossen religiösen Feiertagen üblich. Auch in der Schweiz wird man bei der ersten Begegnung meist noch nicht geküsst, doch schon bei der

zweiten Begegnung ist es durchaus möglich, dass sich einem eine Frau an den Hals wirft.

Fünftens: die familiären Werte. Jeder Schweizer schätzt die eigene Familie oder die Beziehungen zu seiner Freundin sehr. Es ist zwar leicht, ungezwungene Beziehungen zu knüpfen, doch ernste Bekanntschaften aufzubauen, braucht viel Zeit. Möglicherweise sah ich deshalb viele Leute, die sich einsam fühlen. Auch hörte ich, dass die Schweiz eine der höchsten Selbstmordraten ganz Europas hat. Aber ... reden wir nicht über Trauriges.

Sechstens: die Abwesenheit des Pedantismus. Goebbels hat einmal gereizt bemerkt: «Schweizer sind einfach schlechte Deutsche.» Jetzt weiss ich, dass Goebbels gelogen hat. Die Abwesenheit des Pedantismus ist kein Mangel. Die Schweizer mögen die Ordnung sehr, aber ... die eigene Schweizer Ordnung. Hier wird man zum Beispiel die Beete im Garten nicht wie in Deutschland mit dem Lineal abmessen. Und die Ernte wird deswegen nicht schlechter ausfallen. Hier brummt auch niemand, wenn du dich verspätet hast. Das kann schliesslich passieren. Aber in der Schweiz verspätet sich kaum jemand. Auch der öffentliche Verkehr ist auf die Minute pünktlich.

Wahrscheinlich habe ich einige Eigenheiten vergessen. Entschuldigen Sie. Ungeachtet des scherzhaften Tones dieses Artikels möchte ich eines hervorstreichen: die Ruhe, die Freundlichkeit und die Toleranz gehören zum Charakter des Schweizer Volkes. Und was braucht es mehr, um heutzutage in Europa gut zu leben?

DER STADTBEOBACHTER ZU BESUCH BEI DER STADTPOLIZEI

«Die Polizei» steht hier für «die Ordnung»

von ALEXEJ DJOMIN

Die Mehrheit der Schweizer, mit denen ich gesprochen habe, empfindet keine besondere Sympathie für die Polizei. In Russland liebt man die Miliz auch nicht. Die Leute schauen zwar mit Vergnügen Thriller über mutige Ordnungshüter, ziehen es aber im realen Leben vor, sich nicht mit ihnen anzulegen. Ich hatte infolge meines Berufes ziemlich oft mit unserer Miliz Kontakt, deshalb gibt es einiges, was ich vergleichen kann. Am Samstag habe ich nämlich die Polizei der Stadt Winterthur bei der Arbeit beobachtet.

Das Gebäude der Stadtpolizei am Obertor 17 kennen die Bewohner Winterthurs: es liegt im Stadtzentrum. Doch dem Gebäude fehlt jede Effekthascherei oder Pracht. Die Vorderseite unterscheidet sich durch nichts von den benachbarten Häusern. Bei uns befindet sich die Stadtverwaltung der inneren Angelegenheiten auch im Zentrum. Doch das Gebäude hebt sich dank eines grossen Reliefs sofort von den anderen ab. Das Relief zeigt einen grossen Steinschild sowie ein Schwert mit fünfzackigem Stern. Diese Symbolik hat sich seit den



sowjetischen Zeiten nicht verändert. Zudem schmückt noch wie früher das Porträt des Begründers der «Tscheka» (Sonderkommission) Felix Dzerzhinskij, die Räume der meisten Milizbeamten.

In den Räumen der Winterthurer Polizei habe ich keine Porträts bemerkt. Nur in einem Raum hingen zwei Fotografien von Verbrechern, nach denen gefahndet wird. Was die Funktion der Polizei betrifft, habe ich praktisch keine Unterschiede festgestellt. Gewiss sind das Interieur und die technischen Einrichtungen der Stadtpolizei Winterthur viel besser. Abgesehen davon, dass die Technik hier teurer und moderner ist, ist hier alles auch noch viel bequemer. Es ist einfach angenehm zu arbeiten. Zum Bei-

spiel murmelt in der Wachhalle eine kleine Fontäne, und der Fussboden ist mit einem Teppich ausgelegt. Auf einem Stock findet man sogar ein Erholungszimmer. Hier kann man belegte Brote essen und Kaffee trinken ... oder lesen, was die Presse über die Arbeit der Polizei schreibt. Es war eine angenehme Überraschung zu sehen, dass hier Kopien von Artikeln über Unfälle und Verbrechen aus der Zeitung aufliegen.

Ja, gewiss muss ich auch etwas über die Zellen erzählen ... wenn man sie überhaupt so nennen kann: auch sie sind bei der Stadtpolizei Winterthur bequemer. Meine Zunge versagt mir, diese Zimmer für die Arrestierten Zellen zu nennen: Die weissen Wände sind rein und die polierte Bank aus hellem Holz. Nur die massive Metalltür mit Guckloch verweist auf ihre Funktion. Aber an diesem Abend bleiben die Zellen leer ...

Was das Abenteuer betrifft, habe ich Pech gehabt. Es war ein ruhiger Abend gewesen, und ich habe einen nächtlichen Patrouillengang mit dem Hund mitgemacht. Zuerst kurz zum Unfall. Wissen Sie, was bei Schweizer Polizisten neben einem Koffer, einem Erste-Hilfe-

Set und den Maschinenpistolen im BMW 520 liegt? Ein Besen! Angekommen auf der Unfallstelle (es gab, Gott sei Dank, keine Verletzten) haben die Polizisten sich sofort an die Arbeit gemacht. Während einer die Unfallbeteiligten befragt hat, hat ein zweiter die Pannenzeichen aufgestellt und die Strasse gereinigt. Danach hat er das Unfallschema aufgezeichnet.

Aber der grössere Schock erwartete mich beim Patrouillengang mit dem Hund: Hat doch der Patrouillenpolizist sorgfältig in Plastiksäckchen eingepackt, was sein Hund im Gras gelassen hat. Stellen Sie sich vor: inmitten der Dunkelheit, in einem menschenleeren Industrieareal wirft sich ein Polizist ins Gras, um das Geschäft seines Hundes zu entfernen! Ich bin überzeugt, dass unsere Milizionäre vor Lachen gestorben wären. Doch dieses Lachen hätte wohl sofort aufgehört, wenn sie erfahren würden, was ein Schweizer Polizist alles macht. Wie man mich aufgeklärt hat, ist er einfach ein «universeller Soldat» und ein Helfer für alle Situationen des Lebens. Ausser der Pistole und einer Laterne trägt er im Gürtel eine Flachzange, eine Beisszange und einen

Schraubenzieher mit sich. Ein Polizist kann alles machen. Er kann sogar helfen, ein Kind in die Welt zu setzen! Aber das Wichtigste, und das möchte ich besonders betonen: Der Schweizer Polizist ist kein Symbol für Gewalt. Er ist ein Symbol für Ordnung und Zuverlässigkeit des staatlichen Systems, ihm kann man trauen.

Natürlich gibt es auch Probleme, wie bei jeder ernsten Arbeit. Zum Beispiel gibt es zu viel Papierkram. Wie man mir erzählt hat, entfällt auf die Erledigung der Protokolle 50 Prozent der Arbeitszeit. Es ist eine Notwendigkeit, die das Schweizer System der Rechtsordnung fordert. Jedes Detail soll protokolliert werden, alle Anträge und Erkundigungen, Forschungsergebnisse ... Denn jeder Schweizer kann das Vorgehen der Polizei vor Gericht beklagen. Doch die Höflichkeit und die Freundlichkeit der Polizisten, die ich beobachtet habe, sind keine Berufsnotwendigkeit. Es sind einfach menschliche Eigenschaften der Leute, denen die Ordnung im eigenen Heim gefällt. Und diese Leute sind überzeugt: um die Ordnung zu unterstützen, muss man nicht das menschliche Gesicht verlieren.

DER STADTBEOBSACHTER SAGT AUF WIEDERSEHEN

Wenn ich wiederkomm ...

von ALEXEJ DJOMIN

Die zwei Monate beim «Landboten» sind fast unmerklich vorbeigezogen. Es ist Zeit, sich zu trennen. Die Fragen kommen. Womit reise ich nach Hause, was lasse ich in der Schweiz? Und was bleibt zurück in Winterthur von mir?

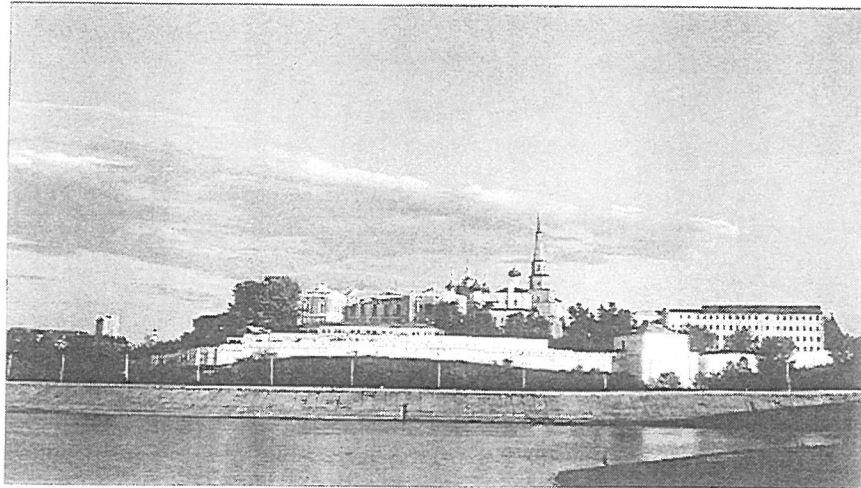


Wie ich als Stadtbeobachter in die Schweiz geraten bin und warum ich beim «Landboten» schrieb, habe ich schon früher erzählt. Bei allem hat auch der Zufall mitgespielt, werden Sie sich erinnern. Die Idee, einen Journalisten aus Russland einzuladen, kam von Andri Bryner, dem Leiter der Lokalredaktion. Und alle vom Team der Lokalredaktion haben sich viel Zeit für mich genommen.

Jetzt liegt bei mir auf dem Tisch ein dickes Bündel mit Briefen voller Dank und Loh. Ich gebe diesen Dank gerne weiter. Jeder Mensch, der einen grossen Teil seines Lebens für die Arbeit einsetzt, hat ein Recht auf die kleine Dankbarkeit. Falls ich ausserdem jemandem persönlich danken müsste, so liessse die Aufzählung der Namen keinen Platz, mehr für einen Artikel. Deshalb sage ich einfach allen, die mir irgendwie geholfen oder mir auch nur einen Brief geschrieben: «Vielen herzlichen Dank!»

Wegen meiner ungenügenden Deutschkenntnisse war es mir leider zu kompliziert, immer zu antworten. Aber glauben Sie mir, ich bin Ihnen, liebe Winterthurer, sehr dankbar. Zu Hause war es für mich sehr selten. Dank für meine Arbeit oder positive Reaktionen zu hören. Es mag sein, dass es «keinen Propheten in seinen Vaterland» gibt, aber vielleicht sind die Einwohner Winterthurs auch einfach gefühlvoller und lieben ihre Stadt mehr, als dies die Einwohner Kasans mit ihrer Stadt tun.

Ich habe das Gefühl, immer aufrichtig über Winterthur und die Schweiz geschrieben zu haben. Trotzdem hat die Art meiner Artikel in mir immer auch ein inneres Lächeln ausgelöst. Sicher wissen Sie, wie die Schüler Aufsätze schreiben. «Im Sommer habe ich mich bei Oma erholt. Es war dort sehr gut ...» Ungefähr so schrieb ich auch meine Beiträge. Das rührt vom Auftrag des Beobachters, von der Unvollkommenheit meiner Sprache und von den Besonderheiten hiesiger Journalistik. In Russland habe ich erste analytische Artikel geschrieben, voll mit langen Zitaten, historischen Tatsachen und Auskünften. Und jedes Mal habe ich fast selbstverständlich meine Position oder sogar einen Kommentar dazu gestellt. Im westlichen Journalismus kommt die Meinung des Journalisten



Blick vom Kasankfluss, einem Seitenfluss der Wolga, zum Kasaner Kreml, mit dem Palast des tatarischen Präsidenten.

Bild: Ramil Galiev

immer erst an zweiter Stelle. Viel wichtiger ist es zu berichten, was geschehen ist und was dieser und jener Fachmann zur Sache sagt. Aber dafür fehlt hier oft der menschliche Kontakt zwischen dem Journalisten und den Lesern.

Was ich über die Schweiz und die Schweizer denke, hat man mich mehrmals gefragt. Immer habe ich geantwortet: Möge es Ihnen Gott geben, noch lange so zu leben. Ihre Probleme sind im Vergleich zu den russischen überhaupt keine Probleme. Aber ... In der Welt ändert sich alles sehr schnell. Wer dachte zum Beispiel, dass die Mauer fallen würde, die UdSSR zerfällt oder ein Atomreaktor in Tschernobyl explodiert? Niemand weiss, was die folgende Generation erdenken wird. Deshalb geniessen Sie das Leben in diesem reichen, friedlichen und schönen Land! Die Leute sind hier entgegenkommend, gesellig und freundlich – mehr als etwa in Deutschland. Ich bin nicht sicher, ob das nur von der guten materiellen Lage herrührt. Eher ist es ein Zug des nationalen Charakters. Aber existiert überhaupt eine Nation «Schweizer»? Ich weiss es bis heute nicht. Ich kann nur sagen, dass man in den drei Kantonen, die den Schwur der Treue vor 700 Jahren unterschrieben haben, deutsch sprach. Also gibt es vielleicht wenigstens eine Deutschschweizer Nation.

Was mir in der Schweiz nicht gefallen hat? Nicht viel. Ja, es fiel mir schwer, mich an die Emanzipation und ihre Folgen zu gewöhnen. Ich bin Arzt und fest überzeugt, dass sich Frau und Mann unterscheiden. Lasst uns deshalb ihre Möglichkeiten vergleichen, bevor wir über Rechte sprechen. Und entsprechend werden wir ihre Rollen in der Gesellschaft bestimmen. In der Schweiz, so habe ich den Eindruck, wissen vor allem viele jüngere Frauen nicht, was sie mit den «gleichen Rechten» tun sollen. Aber

sie wollen sie auch nicht zurückgeben. Mir scheint, es ist eine wesentliche Zweckbestimmung aller Menschen, sich im guten Sinne um die zukünftige Generation zu sorgen, auch um die eigenen Kinder. Wer nur an sich denkt, geht an diesem Zweck vorbei.

Obwohl ich fremd bin hier, habe ich mich in der Schweiz viel sicherer und ruhiger gefühlt als zu Hause in Russland. Ein Mensch ist hier mehr geschützt und erhält mehr Achtung von Seiten des Staates. Überhaupt ist der Respekt gegenüber der menschlichen Persönlich-

EIN GAST, DER VIEL ÜBER SEINE HEIMAT SAGT

Zum Schluss eines Sommerprojektes

von ANDRI BRYNER

49 Mal hat Alexej Djomin seit dem 15. Juli über seine Erlebnisse als Gast in Winterthur geschrieben. Leserbriefe nahmen Bezug auf seine Beiträge, täglich hat der 37-jährige Post aus der Leserschaft erhalten. Das lebhaftes Echo auf das Projekt «Stadtbeobachter» hat gezeigt, wie gut es tut, für einmal die bewährten, aber oft auch ausgetretenen Pfade der Berichterstattung zu verlassen. Der Gast aus der tatarischen Hauptstadt Kasan hat in der Schweiz eine andere Welt kennen gelernt. Anders als die meisten Touristen ist er dabei nicht nur der Landschaft mit Gotthard, Matterhorn und Rheinfluss begegnet, sondern auch Menschen, Einrichtungen und Abläufen. Fast nichts, was für uns selbstverständlich ist, war dies auch für ihn.

Zu Beginn des Projektes hat Alexej Djomin geschrieben, er werde sich bemühen, kein Zerrspiegel zu sein. Hat er über eine minutiös ausgeführte Strassenreparatur, die vielseitige Stadtpolizei oder die frühlich im Regen harrenden Freiluft-Kino-Besucher geschrieben, war sein Spiegel eben. Doch waren nicht gerade diejenigen Schilderungen die fruchtbarsten, bei denen er den Vorsatz vergessen und das Glas gewölbt hat? Die in seinen Augen zu pruden Mädchen in

der Discothek, die seiner Meinung nach zu grossherzige Haltung gegenüber Drogenkonsumenten, die für sein Empfinden zu harte Strafe nach dem Zufahren ohne gültiges Billett. Es sind menschliche Widersprüche. Das störende Haar am Kinn wird im vergrösserten Rasierspiegel deutlicher, schlanke Personen sehen sich im Rundspiegel plötzlich als belebte Sumo-Ringer. Welche Darstellung ist die ehrliche? Djomin hat seine Schilderungen immer vor dem mitgebrachten Hintergrund, aus einer für die meisten der hier Ansässigen unfassbaren Umgebung gesehen. Zwangsläufig sind dabei Welten aufeinander geprallt. Fast ohne es zu merken, haben die Leserinnen und Leser der Serie damit auch einiges erfahren oder erahnt über Kultur und Menschen in der Heimat des Schreibers und über den Schreiber selbst.

Über vieles Persönliche hat er nicht geschrieben. Zum Beispiel, wie schwer es ihm gefallen ist, Geld auszugeben. Erst nach mehr als drei Wochen Aufenthalt hat er sich dazu durchgerungen, sich ein Paar neue Jeans zu leisten. Das ihm von einer Leserin zugesandte Geld, um die Schwarzfahrer-Busse zu bezahlen, hat er dennoch nicht annehmen wollen – überzeugt, das wäre Sache der Bahn gewesen. Und ein anderes Mal, als ihm ein Leser unbedingt ein Geschenk machen

Gesammelte Werke kommen

Aus der Leserschaft ist verschiedentlich der Wunsch geäussert worden, sämtliche Beiträge des Stadtbeobachters gesammelt zur Verfügung zu stellen. Mit einer kleinen Broschüre wird der «Landbote» diesem Wunsch Rechnung tragen. Sie wird ab Montag, dem 25. September, am Schalter (Gammart 10) erhältlich sein oder kann bei der Redaktion unter dem Stichwort «Stadtbeobachter» bestellt werden (auch über E-Mail: redaktion@landbote.ch). Weiterhin sind alle Stadtbeobachter-Artikel zudem auf der Internet-Seite www.landbote.ch abrufbar. Für den direkten Kontakt: Alexej Djomin, Towaristscheskaja-Strasse 28/70-8, 420097 Kasan, Russland/Tatarstan. E-Mail: alexej_djomin@yahoo.de

keit aus meiner Sicht eine der wesentlichsten Errungenschaften westlicher Demokratie. Hier respektiert man mich einfach, weil ich existiere. In Russland müsste ich dafür das Geld oder einen hohen Posten haben.

Was soll ich zum Abschied von Winterthur noch sagen? Ich habe mich bemüht, für die Einwohner dieser Stadt nützlich zu sein, ich bemühte mich, «ein richtiger Spiegel» zu sein. Nun reise ich mit etwas Traurigkeit von hier ab – aber auch mit der Hoffnung auf eine erneute Begegnung. Wir können einander wieder grüezi sagen. Wie im Lied: Wenn ich wiederkomm ... Nein. WANN ich wiederkomm!

wollte, hat er mit dem Betrag sogleich seine Kollegen von der Redaktion ins Café eingeladen. Sein erstes Taschengeld, das er eigentlich sparen wollte für Renovationsarbeiten in der Wohnung seiner Mutter, hat er für die Familien der Kursk-Opfer überwiesen.

Ein Stück schweizerischen Qualitätsbewusstseins hat er sich auch angeeignet: Trotz verlockendem Billigangebot eines Discounters hat er sich beim Kauf eines Haarschneiders für das Fachgeschäft in der Marktgasse entschieden. Schliesslich soll die Maschine auch in Kasan noch lange ihren Dienst versehen, denn in Winterthur konnte Djomin sich nicht entscheiden, Schnauz und Bart zu stutzen – desinteressierte Mädchen in der Disco hin oder her...

Einmal hat er über die vielen Brunnen geschrieben. Dabei hat er sich nicht nur gewundert, dass darin gebadet wird, sondern auch, dass keine Münzen darin zu finden sind. Gestern Abend nach dem StadTalk im gut besetzten Albani hat Alexej Djomin in der Steinberggasse doch noch eine Münze in einen der Judd-Brunnen geworfen – als Symbol für eine glückliche Wiederkehr. Vorerst ist dem Stadtbeobachter eine glückliche Heimkehr zu wünschen, zurück von der kleinen Eulach in die ungewisse Zukunft an der grossen Wolga.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Stadtbeobachter-Kolumnen
Alexej Djomin und Andri Bryner
im Landboten vom 15. Juli bis 13. September 2000

Wenn der Zürcher Journalistenpreis an einen in der tartarischen Hauptstadt Kasan lebenden Russen verliehen wird, so mag der eine oder andere vermuten, das sei aus PR-Gründen geschehen. Doch die Preisverleihung an Alexei Djomin und Andri Bryner erfolgt aus der Überzeugung heraus, dass dieses grenzüberschreitende Projekt in verschiedener Hinsicht aussergewöhnlich ist: aussergewöhnlich in der Idee, aussergewöhnlich in deren Umsetzung und aussergewöhnlich in der journalistischen Qualität.

Die Lokalredaktion des „Landboten“ lud den russischen Journalisten Alexej Djomin aus Tatarstan für rund drei Monate nach Winterthur ein. Seine Alltagsbeobachtungen hielt er in einer täglichen kommentierenden Kolumne fest. Seiner beschränkten Deutschkenntnisse wegen schrieb er die Artikel in russischer Sprache. Mittels eines Übersetzungsprogramms wurde der Text dann ins Deutsche übertragen. Mitglieder der Lokalredaktion, in erster Linie Andri Bryner, brachten die so entstandene Rohfassung zusammen mit Alexei Djomin in die Endform.

Die Beobachtungen sind alles andere als klischierte Bilder eines Journalisten aus einem ex-kommunistischen Land, der das demokratische Wohlstandsland Schweiz beschreibt. Djomins Eigenständigkeit und Originalität zeichnet sich nur schon aus durch die Auswahl der Schauplätze, über die er berichtet: Ob der Besuch eines Gottesdienstes, einer Kehrrichtverbrennungsanlage, eines Kinderhortes oder des Denkmals von Graf Alexander Suworow auf dem Gotthardpass – Djomin beschreibt unpräzise, mit bemerkenswerter Aufmerksamkeit und immer auch mit einem vergleichenden Gedanken an sein Heimatland. Und plötzlich kommt uns das Alltägliche nicht mehr alltäglich vor. Mehr noch: im Alltäglichen liegt nun gar ein kleiner Zauber.

In einem seiner 50 Beiträge schreibt Djomin über das reine Wasser in den Schweizer Brunnen und dass er noch nie eine Münze darin gesehen habe. Vielleicht nehme man sie regelmässig heraus? Am letzten Tag seines Aufenthalts im vergangenen Sommer warf Djomin eine Münze in den Judd-Brunnen an der Winterthurer Steinberggasse – als Symbol für eine glückliche Wiederkehr. Wir freuen uns, dass er heute hier ist und gratulieren ihm und der Lokalredaktion, vertreten durch Andri Bryner, herzlich zum gewonnenen Preis.

Esther Girsberger

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Stadtbeobachter-Kolumnen
Alexej Djomin und Andri Bryner
im Landboten vom 15. Juli bis 13. September 2000

Wenn der Zürcher Journalistenpreis an einen in der tartarischen Hauptstadt Kasan lebenden Russen verliehen wird, so mag der eine oder andere vermuten, das sei aus PR-Gründen geschehen. Doch die Preisverleihung an Alexei Djomin und Andri Bryner erfolgt aus der Überzeugung heraus, dass dieses grenzüberschreitende Projekt in verschiedener Hinsicht aussergewöhnlich ist: aussergewöhnlich in der Idee, aussergewöhnlich in deren Umsetzung und aussergewöhnlich in der journalistischen Qualität.

Die Lokalredaktion des „Landboten“ lud den russischen Journalisten Alexej Djomin aus Tatarstan für rund drei Monate nach Winterthur ein. Seine Alltagsbeobachtungen hielt er in einer täglichen kommentierenden Kolumne fest. Seiner beschränkten Deutschkenntnisse wegen schrieb er die Artikel in russischer Sprache. Mittels eines Übersetzungsprogramms wurde der Text dann ins Deutsche übertragen. Mitglieder der Lokalredaktion, in erster Linie Andri Bryner, brachten die so entstandene Rohfassung zusammen mit Alexei Djomin in die Endform.

Die Beobachtungen sind alles andere als klischierte Bilder eines Journalisten aus einem ex-kommunistischen Land, der das demokratische Wohlstandsland Schweiz beschreibt. Djomins Eigenständigkeit und Originalität zeichnet sich nur schon aus durch die Auswahl der Schauplätze, über die er berichtet: Ob der Besuch eines Gottesdienstes, einer Kehrrichtverbrennungsanlage, eines Kinderhortes oder des Denkmals von Graf Alexander Suworow auf dem Gotthardpass – Djomin beschreibt unprätentiös, mit bemerkenswerter Aufmerksamkeit und immer auch mit einem vergleichenden Gedanken an sein Heimatland. Und plötzlich kommt uns das Alltägliche nicht mehr alltäglich vor. Mehr noch: im Alltäglichen liegt nun gar ein kleiner Zauber.

In einem seiner 50 Beiträge schreibt Djomin über das reine Wasser in den Schweizer Brunnen und dass er noch nie eine Münze darin gesehen habe. Vielleicht nehme man sie regelmässig heraus? Am letzten Tag seines Aufenthalts im vergangenen Sommer warf Djomin eine Münze in den Judd-Brunnen an der Winterthurer Steinberggasse – als Symbol für eine glückliche Wiederkehr. Wir freuen uns, dass er heute hier ist und gratulieren ihm und der Lokalredaktion, vertreten durch Andri Bryner, herzlich zum gewonnenen Preis.

Esther Gir

Der Zürcher Journalistenpreis 2001

wird

Frau Lisbeth Herger

für ihren Artikel

Ein Dorf sucht seinen Pfarrer

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 10./11. Juni 2000

verliehen.

Zürich, 9. Mai 2001

Die Jury:



Andreas Isenschmid



Barbara Burer



Esther Girsberger



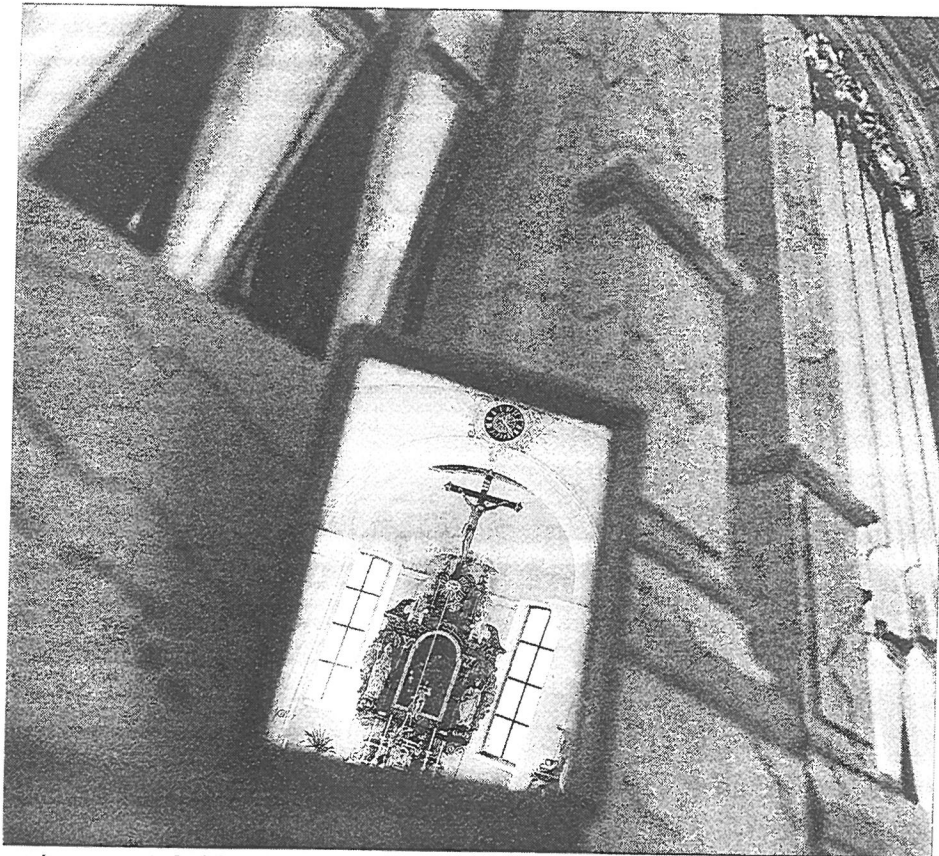
Felix E. Müller



Peter Studer

Ein Dorf sucht seinen Pfarrer

Von Lisbeth Herger (Text) und Guido Baselgia (Bilder)



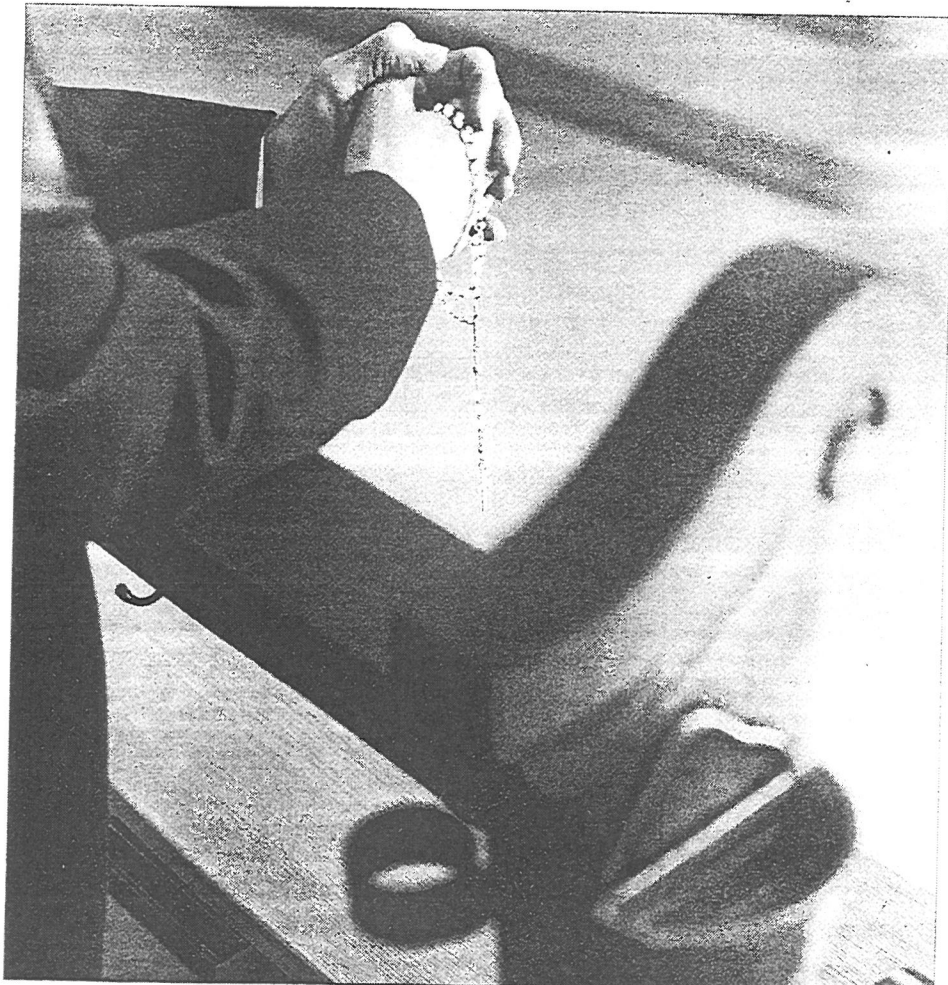
Lange war man im Dorf ohne eigenen Pfarrer gewesen, ein Ausnahmezustand, aber keine Seltenheit in katholischen Ländern.

Wie so oft ist das Ende auch dieser Geschichte nicht wirklich ihr Ende. Ist willkürlich gesetzt, auf Widerruf sozusagen. Aber da es als vorläufig gutes Ende sich zeigt und im Ort prunkvoll gefeiert wird, bietet es sich an als reizvoller Anfang. Und also sei der Blick in die hiesigen Berge gelenkt, hin zu einer kleinen Kirche, die am Dorfeingang steht, am Rand einer Kuppe, mit Blick in das Tal und die Weite ferner Firne. Das Portal steht offen. In den Bänken nistet der Morgendämmer, eine Frau huscht von Altar zu Altar, überprüft das Brennen der Kerzen, die Frische des Blumenschmucks und entschwindet im Chor. Draussen künden Bläser von der Ankunft des Festzugs, Gläubige sitzen und warten. Das Licht geht an in der Kuppel, Kronleuchter werfen weisse Helle auf barockes Gold und leuchtende Kronen, kraftvoll läuten die Glocken. Und nun treten sie ein, die weissen Herren im festlichen Talar, und schreiten würdevoll durch das Kirchenschiff, angeführt von Fahne und Kreuz, umschmeichelt von Weihrauch, in ihrem Gefolge Ministranten und gläubiges Fussvolk, die Monstranz in ihrer Mitte. Die Orgel spielt, die Farben leuchten, Maria strahlt in königlichem Glanz. Jetzt reihen die fünf Geweihten sich um den Altar, aus dem Schatten des Chors tritt der Herr Kirchenratspräsident und heisst alle willkommen zum «freudigen Ereignis». Was gefeiert wird, ist indes keine Taufe, keine Hochzeit, nein das Fest gilt einer Rarität besonderer Art. Nach langer Suche und einigen Irrläufen haben nämlich die Katholiken von Schwand – wie wir das Dorf hier nennen wollen – endlich wieder einen eigenen Pfarrer. Fast schon ein Gottesgeschenk ist dies, beim heutigen Mangel an geweihten Kräften, das weiss man nur zu gut. Und also überbringt der Herr Präsident dem neuen Hirten den Dank seiner Pfarrei und heisst ihn mit offenen Armen willkommen an diesem Tag seiner Installation.

Fast drei Jahre lang haben die sechshundert Seelen oben auf dem Berg ohne Pfarrer auskommen müssen. Ein Ausnahmezustand, aber beileibe keine Seltenheit in katholischen Ländern. Gar manche Pfarrei meistert mittlerweile ihr Kirchenjahr ohne geweihten Hirten. Viele erproben dabei alternative Modelle, behelfen sich mit Diakonen und Gemeindeführern, mit Laien also, die immer öfter auch weiblichen Geschlechts sein dürfen. Im traditionsbewussten Schwand jedoch vertraute man – zu Beginn der Vakanz – auf das pastorale Fingerglück und machte sich auf die Suche nach einem nichtigen Herrn Pfarrer. Auch wenn man wusste, dass so etwas dauern kann, dass die kleine Kirche, deren fast tausendjährige Geschichte man unlängst gefeiert hatte, wochentags leer und der prächtige Pfarrhof wohl für länger verwaist sein würde. Und so kam es, dass man im Dorf monatelang keine schwarz berockte Gestalt mehr aus dem Pfarrhaus treten und über den Friedhof zur Sakristei schreiten sah, um die Messe zu lesen, den Rosenkranz vorzubeten oder um hinter schwerem Samt in Gottes Auftrag Sand zu vergeben. Dass kein würdevoller Herr mehr oben an der Treppe stand, bereit, den zu empfangen, der angeklopft hatte, um sich einen Kummer von der Seele zu reden, oder das schüchterne Kind, das ein Päckchen abgeben sollte. Auch sah man keine kundigen Frauenhände mehr im Vorgarten hantieren und Geranien auf dem Balkon drapieren. Hände von treuen Schwestern oder sonstigen Gehilfinnen der hochwürdigen Herren. Der stolze Pfarrhof stand kahl und leer. Und wer einen Toten zu bestatten, einen Täufling anzumelden hatte, musste sich zur Post statt zur Kirche bemühen. Denn dort, zwischen Postsäcken und Schalter, traf man den Mann, der sich um das Nötigste im Pfarreileben kümmerte. Zusammen mit dem Kirchmeier sorgte der Posthalter als Kirchenratspräsident für die Datierung von Totengedächtnissen und Jahrzeitmessen, setzte kirchliche Nachrichten ins Regionalblatt und suchte priesterliche Aushilfen, damit die Gläubigen wenigstens am Wochenende zu ihrer Messfeier kamen. Das war harte Arbeit, war ein ständiges «Weibeln», denn die Klöster in der Region sind längst verlassen, die einst verlässlichen Quellen seelsorgerlicher Kräfte versiegt. Man musste sich mit Adressen von älteren Priestern behelfen, von seit langem beurlaubten Resignaten; hie und da kam ein Pater aus dem Bildungshaus des nächsten Provinzstädtchens oder einer der früheren Amtsinhaber, inzwischen auch längst pensioniert. Immerhin hatte man so für den Sonntagsgottesdienst stets jemanden gefunden, und dafür wussten die Leute ihrem Posthalter Dank. Hingegen mit den Jahrgedächtnissen am Samstagmorgen klappte es nicht mehr, die verlegte man zur Not auf den Abend. Ein schmerzhafter Traditionsbruch mit Folgen, wie sich bald zeigte, denn wer fährt am Samstagabend schon gerne zur Totengedenkfeier statt ins Vergnügen und was soll der traditionelle Znüni mit Schinken und Wein und Schnaps zu so später Stunde? Einfach war sie also nicht, diese Zeit priesterlicher Vakanz, man hangelte sich sozusagen von Wochenende zu Wochenende, und viele, vor allem die Älteren, bedauerten das abgespeckte Pfarreileben. Andere wiederum begrüssten den Wechsel als willkommene Belebung.

Denn bereits die Jahre vor dem Interregnum waren graue Jahre gewesen in Schwand. Eingehandelt hatte man sich die seelsorgerliche Tristesse mit einer personellen Fehlbesetzung der Pfarrstelle: aus Angst vor einer langen Vakanz hatte der Kirchenrat, die üblichen Wege umgehend, eiligst einen längst Pensionierten gewählt, der sich, angetan von der schmucken Kirche und den einfachen Leuten, als Kandidat gemeldet hatte. Nun hatte man zwar wieder einen Pfarrer, aber bei weitem keine lebendige Pfarrei. Die alttestamentarischen Strafpredigten des betagten Mannes, mit geschlossenen Augen monologisiert, provozierten Jung und Alt. Zudem war sein dem heimischen Ohr fremder Dialekt vielen unverständlich. Und es zeigte sich, dass jede pastoral aktive Frau dem hochwürdigen Greis arg zuwider, die nachkonziliäre Kirche ihm recht eigentlich ein Greuel war. So viel dogmatische Sturheit und Lebensferne wurde selbst den Langmütigsten zu viel, die Kirche leerte sich. Als der Herr Pfarrer nach vier Jahren seinen Dienst quittierte, um sich als Chorherr in ein Stift zurückzuziehen, war man in Schwand erleichtert. Auch wenn es nun erneut einen Pfarrer zu suchen galt.

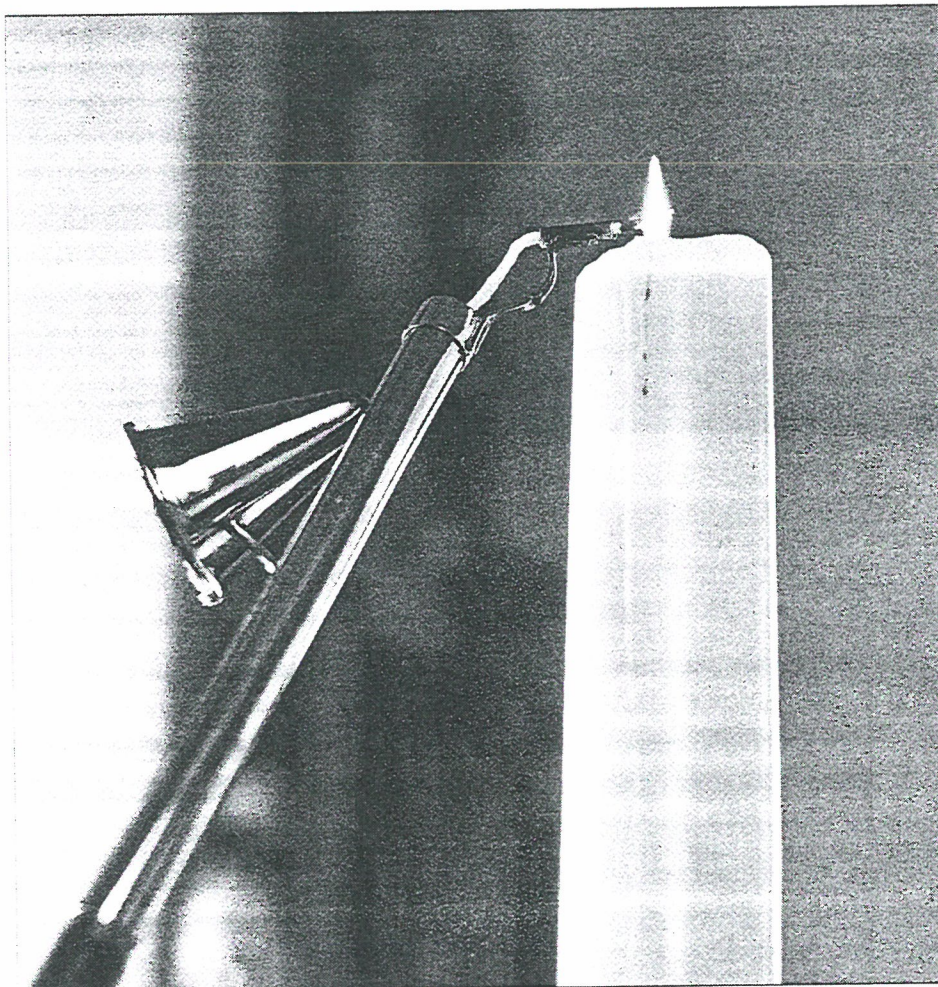
Diesmal packte man die Sache anders an, stellte sich unter die kundige Führung des Regionaldekan. Eine Pfarrwahlkommission wurde einberufen, ein Pfarreiprofil erstellt, die Vakanz in der ent-



In den Bänken nistet der Morgendämmer, Gläubige warten auf den neuen Hirten. Es ist der Tag seiner Installation.



Hie und da kam ein Pater aus dem nahen Provinzstädtchen oder ein pensionierter Resignat zur Aushilfe in die verwaiste Pfarrei.



Während der Vakanz sorgten Laien für den minimalen Fortgang religiösen Lebens.

sprechenden Kirchenzeitung ausgeschrieben. Der Rücklauf war enttäuschend, ausser zwei kränklichen Altpriestern meldete sich niemand. Damit hatte man in Schwand nicht gerechnet, schliesslich ist die Pfarrei klein und das Volk willig, wenn einer nur einigermaßen den Ton trifft: zudem warteten ein prunkvolles Kirchlein und ein renoviertes Pfarrhaus auf den neuen Hausherrn, und ein Salär, wie es keiner im Dorf für sich auch nur zu erräumen gewagt hätte. Aber, so musste man ernüchtert zur Kenntnis nehmen, selbst solche Anreize helfen anscheinend nicht weiter in Zeiten, da nur noch selten ein Mann dem Ruf zum Priesteramt folgt.

Dennoch wollten die Leute von Schwand die Hoffnung auf einen eigenen Pfarrer nicht gleich begraben. Der tiefere Grund ihrer Unbeirrbarkeit war ein Traum: die Erinnerung an jene Vergangenheit, als die Kirche noch fraglos im Dorf stand und der Hirte ihrer Pfarrei ein von allen geliebter Kirchenvater war. Wer den warmherzigen Gottesmann gekannt hat, schwärmt noch heute von ihm, der stets das rechte Wort fand und den Bauern vom Berg mindestens so ernst nahm wie den Nationalrat im Dorf. Er las die Messe und hörte die Beichte, er verstand aber auch etwas von Buchhaltung und ging mit dem Holzhändler zur Börse. Er konnte predigen, kurz und bündig, nie haute er krachend auf die Kanzel oder drohte mit Höllenqualen, nie fuchtelte er mit dem Mahnfinger über ihren Köpfen, wie jüngst dieser Polterer Sonntag für Sonntag. Er verstand aber auch zu singen und zu jodeln und machte als Tafelmajor manch dörfliche Hochzeit zum unvergesslichen Fest. Er liebte ein Jässchen am Sonntag, und eine Rauchwurst verschaffte ihm Seligkeit. Denn nicht nur die Leute waren arm damals, der Herr Pfarrer war es auch. Er pflanzte seine Kartoffeln und mästete Hühnchen, um über die Runden zu kommen, und war entsprechend erfreut über das Päckli Metzgete, das ihm zusteckte, wer es sich leisten konnte. Der «alte Pfarrer» hatte halt eine Begabung, erklären sich die Leute sein Charisma, er hatte ein weites Herz für Bubenstreiche und Wildererstünden, für den kleinen Betrüger in grosser Not und für die Träume der Kinder. Und als er starb, nach vielen Jahren treuer Dienste, lohnte man ihm seine Menschlichkeit mit einem eindrücklichen Grab. Man grub dreimal so breit wie sonst üblich und liess den Opferstock wandern für ein schmuckes Monument. Das steht, Jahrzehnte nach seinem Tod, unverrückbar vor dem Portal der kleinen Kirche und wacht über die Geschicke der kleinen Pfarrei.

Und die hat heute ihren grossen Festtag. Reiht einen Neuen in die Reihe der geistlichen Väter. Er steht jetzt vorn am Hochaltar, dreht sich seiner Gemeinde zu und singt im Glanz spätbarocker Üppigkeit ein erstes «Herr und Gott, erbarme dich» ins Kirchenschiff. Er singt mit sicherer Stimme, der Chor auf der Empore antwortet, mehrstimmig schwingt das Gloria über den Köpfen der Gläubigen. Dann liest der Dekan den Einsetzungsbrief aus der bischöflichen Kanzlei, der Herr Bischof wünscht Mut und Gottes Segen, der Dekan hofft auf ein hörendes Herz, und der neue Hirte dankt und bittet die Gläubigen um ihr Mittragen und um begleitendes Gebet. Er unterschreibt das Dokument, singt wieder in kräftigem Bariton, die konzelebrierenden Mitbrüder stimmen mit ein, darunter sein geistlicher Vater, sein Begleiter in grossen Stunden, und Altpfarrer E., der auch einmal so hier vorne gestanden hatte, als neu Installierter, und der seine Sache leidlich gut machte, jetzt aber schon lange im Ruhestand weilt.

Nicht alle Ehemaligen stehen vorne im Chor, nicht alle sind zum Mitfeiern geladen. Auch unter den Pfarrherren gibt es schwarze Schafe, und die will man an der Festtafel nicht unbedingt dabei haben. An gewisse Geschichten wird man schliesslich nicht gern erinnert. Etwa die mit jenem Pfarrer G., der sich nicht scheute zu tun, was bereits zu denken verboten war: Er neigte sich wechselnden Frauen zu, war «schwach im Fleisch», wie man zu sagen pflegte. Ein harter Brocken für die Schwänder – aber waren nicht Gerüchte von Frauengeschichten dem Kandidaten damals schon vor seiner Wahl zum Dorfpfarrer vorausgeiligt? Und hatte man diese, aus Angst vor der drohenden Leere im Pfarrhaus, nicht tunichtig ignoriert? Hatte der obrigkeitlichen Empfehlung vertraut und den Herrn Pfarrer willkommen geheissen, der übrigens – auch das sprach für ihn – Feldprediger war und sich nicht ungern in seiner Hauptmannsuniform präsentierte. Natürlich blieben seine ersten Spazierfahrten in weiblicher Begleitung nicht unbemerkt. Man nahm sich der Sache an, wie sich's gehört, und sprach der jungen Bauerntochter ins Gewissen. Damit war die Angelegenheit vorerst geregelt. Später einmal zirkulierten Gerüchte, die pfarrherrliche Betreuung einer depressiven Ehefrau gehe weit über das seelsorgepflichtige hinaus, doch Genaueres wusste niemand. Dann kam neuer Gesprächsstoff dazu. Diesmal, so wurde gemunkelt, habe der Herr Pfarrer sich an eine Lateinschülerin herangemacht. Die Unruhe im Dorf wuchs, als er sein Interesse plötzlich, ohne grosses Versteckspiel, vom jungen Mädchen auf dessen Mutter verschob. Die Bäuerin sei häufiger im Pfarrhof als daheim bei ihrer Arbeit anzutreffen, empörten sich die Leute. Und so kam es, dass die Kirche sich leerte, der Gesang leiser und der Unmut der Leute immer lauter wurde. Verhaltene Warnungen aus dem Pfarreirat blieben erfolglos, reizten den Getadelten nur zu bösen Beschimpfungen. Es wurde weiter gewartet, gehofft. Bis schliesslich Hinweise auf Veruntreuung von Geldern das Fass zum Überlaufen brachten. Wasser predigen und Wein trinken, das gehe einfach nicht, meinte einer der Kirchenräte, und also kündigte man dem Herrn Pfarrer den Dienst auf – nach sechzehn langen Jahren. Ein einmaliges Ereignis in der Pfarreigeschichte von Schwand. Ein Makel, den man eiligst zu tilgen suchte. Mit der überstürzten Wahl eines Nachfolgers. Mit dem Rausschmiss der Frau aus der liturgischen Lektoratsgruppe. Der Rest erledigte sich von alleine. Die betroffene Familie zog sich ganz aus dem kirchlichen und dörflichen Leben zurück, die Gymnasiastin suchte Trost bei einer Sekte. Und Pfarrer G. übernahm wenig später andernorts eine neue Pfarrei.

In der Kirche verklingen jetzt kräftige Orgelklänge. Dem neuen Hausvater wird eben der Schlüssel zur Kirche überreicht, ein schweres Stück Metall, Symbol und Werkzeug zugleich für den gefassten Auftrag. Ehrfürchtig hält der Erwählte ihn in der Hand, im Gestus nicht unähnlich dem Mann über seinem Kopf, diesem Jünger namens Petrus, der da, in fließenden Gewändern vor Gott kniend, mit kräftigen Farben in die Kuppel gemalt ist. Und unten, auf dem Dach der marmorierten Kanzel, bläst ein Verkündigungsengel seine Trompete heut frohlicher als sonst, wie es scheint, und blickt zufrieden auf seinen neuen irdischen Gehilfen da vorne im Chor. Diesem wird jetzt feierlich die Heilige Schrift überreicht, da-



Nun wird im prunkvollen spätbarocken Kirchlein wieder täglich die Messe gelesen.



Der Neue singt in kräftigem Bariton, der Chor antwortet, mehrstimmig schwingt das Gloria über den Köpfen der Leute.

mit er das Wort Gottes verkünde und die Seinen begleite, wie der Dekan ihn beordert. Der so Gesandte tritt ans Lesepult, schlägt die Schrift auf und liest mit lauter Stimme das Evangelium zum Tag.

Noch ein anderer übrigens hätte Schlüssel und Bibel gern übernommen nach seinem Gastspiel im Dorf vor einem halben Jahr. Ein ganz und gar Fremder, ein polnischer Ordenspriester, der nach Zwischenhalten in Österreich und Kroatien in die Schweiz gekommen und in diesem Bergdorf gelandet war. Der Herz-Jesu-Pater aus Krakau, einst gefehrt von heute päpstlichen Händen, ist so etwas wie ein Gastarbeiter im global gespannten Gottesreich. Ein Missionar wie in alten Zeiten. Einzig die Fahrtrichtung hat inzwischen gedreht. Führen die hiesigen Söhne vor langer Zeit gen Osten und später nach Afrika, so kommen die ehemals gottlosen und verlorenen Heiden nun in ähnlicher Mission hierher. Jetzt gibt es dort den Überfluss an geweihten Männern, hier jedoch herrscht Mangel. So sehr, dass man froh ist um die Hilfe aus der Fremde, stamme sie nun aus Osteuropa oder aus noch fernerer Landen, aus Indien oder Afrika. Und so kommt es, dass dunkle Haut und schwarzes Kraushaar sich von der Rolle des Krippendekors emanzipiert haben, dass der Mohrenkönig Fleisch geworden ist und am Hochaltar steht, geschmückt mit Talar und Stola wie seine weissen Brüder. Oder es kann sein, dass, wie in der Kirche von Weiss, die Worte Gottes statt in heimischer Brechung mit slawischem Akzent verkündet werden.

Der Import seelsorgerischer Kräfte gelingt freilich nicht immer reibungslos. Auch das mussten die Schwander erfahren. Als der Dekan dem Kirchenrat vom Krakauer Ordensmann erzählte, zeigte man sich zunächst offen für den Versuch. Obwohl im kleinen Bergdorf noch niemals ein Ausländer gelebt hat und jeder Zuzüger zeitweilig ein Auswärtiger bleibt. Doch der Gedanke, wieder einen Geistlichen im Dorf zu haben, war zu verlockend. Zudem war der Pole jung, erst um die vierzig. So möblierte man das leerstehende Pfarrhaus, sorgte für Essen und Putzfrau, führte ihn bei den Nachbarnspfarreien in die hiesige Praxis ein und erklärte ihm seine Pflichten und Aufgaben. Bereits sein Antrittsgottesdienst aber geriet zum Kreuzzug, der Fremde wettete gegen die heimische Bussfeier, zitierte das Kirchenrecht, erklärte einzig die Ohrenbeichte für gültig und gab seine Präsenzzeiten im Beichtstuhl bekannt. Die Leute waren verärgert, nicht ahnend, dass dies nur der Auftakt war zu einer Mission, die ihrer fortgeschrittenen Weltlichkeit mit dem wahren Glauben zu Leibe rücken wollte. Was natürlich zu heftigen Konflikten führte. Weder das traditionelle Krippenspiel noch die Gesänge des Kirchenchors wollten dem Ordensmann gefallen, im Chor fielen vor Messbeginn öfters laute Worte der Zorns, einzelne Lektorinnen sistierten ihren Dienst. Und die erwünschte Zusammenarbeit mit der Lehrerschaft und der Katechetin kam gar nie zustande. Statt dessen versuchte der fromme Eiferer apathisch verstummen Alten die Beichte zu entlocken und sammelte Unterschriften gegen die Abtreibung. Die Streitereien gipfelten schliesslich in einem Predigtverbot am Weissen Sonntag; die Eltern wollten wenigstens das Eucharistiefest der Kinder vor missionarischem Eifer schützen.

Ganz anders sah der fremde Pater selbst den Erfolg seines Einsatzes in gebirgiger Welt. Schwierigkeiten gab es für ihn keine, und nicht ohne Stolz betonte er, wie reibungslos er sich habe verstanden können mit diesen herzlichen Menschen. Schliesslich sei er ein offener Mensch, habe halt eine besondere Gnade, sei einer mit viel Geduld. Nein, auch Kulturkonflikte gab es keine, einzig ein paar Mentalitätsunterschiede in Zusammenhang mit der Beichte, aber da habe er schnell dazugelernt und den ortsüblichen Brauch akzeptiert, nichts habe er daran geändert. Auch im alten Pfarrhof habe er sich wohl gefühlt und keineswegs einsam, weiss er zu erzählen, das Lesen der Messe, die Krankenbesuche, das Orgel- und Gitarrespiel hätten ihn vollauf beschäftigt, zudem lese er gerne, und vor Weihnachten habe er über hundert Briefe, von Hand geschrieben, in die Welt hinaus gesandt. Stets zeigte er sich des Lobes voll für die Menschen aus Schwand und beteuerte, wie gut es ihm gefalle, so sehr, dass er sich gar nicht mehr als Ausländer fühle und recht gerne bleiben würde an diesem ruhigen Ort mit der prächtigen Marienkirche, er, der die Muttergottes doch so innig verehere. Aber als Ausländer habe man an so einem Ort keine Aussicht auf ein Pfarramt, das sei ihm natürlich klar. Deshalb müsse er wohl wieder gehen.

Und so kam der Tag, an dem er ein letztes Mal die Messe zelebrierte, ein letztes Mal redete zu den Gläubigen im Ort. Er nutzte seine Chance, trat als Fürsprecher in eigener Sache auf, stilisierte sich kühn zum frommen Gottesnarr, unverstanden und belächelt von dem Volk, das ihm zuhörte. Aber die Orgel spielte nicht, und nach der Feier stand der Mann alleine zwischen den Gräbern vor dem Portal. «Kei gfröitli Sach» war das mit dem Polen, hört man im Dorf, aber jetzt ist es vorbei. Jetzt hat man ja doch noch gefunden, was man suchte. Das glückliche Ende ist übrigens dem wachen Ohr des Dekans der Region zu verdanken und der Ermüdung eines älteren Priesters, der, schon über sechzig, seine grosse Herde gegen eine kleinere auszutauschen wünschte. Der Dekan hörte von dem Wunsch, liess dem Seelsorger das Pfarrprofil zukommen, und siehe, der Mann war interessiert.

Und nun ist er also gekommen. Er will die Kirche wieder täglich beleben, plant allseitige Zusammenarbeit, zeigt sich interessiert an Kirchenchor und Frauengemeinschaft. So hat er es in den Gesprächen gesagt, so verspricht er es am Tag seiner Installation. Nach der kirchlichen Feier, beim Apéro im Schulhaus, ist neben der Freude viel Zurückhaltung und Skepsis zu spüren. Die Leute sind vorsichtig geworden. Man fürchtet um die gewachsene Selbstständigkeit. Man sieht die Absenz der Jugendlichen und zweifelt, ob der Neue den Draht zu ihnen finden wird. Manche hätten an Stelle des zölibatären Pfarrherrn lieber einen Laientheologen ins Pfarrhaus einziehen sehen, einen Jüngeren mit Familie, mit mehr Nähe zu den Jungen. Nicht zuletzt, weil es ja eigentlich verrückt ist, dass in diesem prächtigen Haus an bester Lage ein Einzelner lebt, so ganz alleine. Aber nun hat man entschieden. Und die geladenen Gäste strömen als Hundertschaft ins «Kreuz», wo im getäfelten Festsaal ein Festessen wartet. Jetzt wird gefeiert, mit Jodel und Handorgel und Bläsern. Man hat es verdient.

Verantwortlich für diese Beilage:
Margret Meller, Christian Guntlisberger

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Ein Dorf sucht seinen Pfarrer

Lisbeth Herger

in der Neuen Zürcher Zeitung vom 10./11. Juni 2000

Ein Dorf in den Schweizer Bergen. Eingangs des Ortes steht die prächtige Marienkirche – und um die geht es in der Reportage von Lisbeth Herger, die in der NZZ erschienen ist und die wir auszeichnen möchten.

Ein Dorf sucht seinen Pfarrer. Dem Kirchenratspräsidenten, Posthalter im Dorf, wollte während drei Jahren nicht gelingen, das Amt wieder zu besetzen. Man suchte priesterliche Aushilfen, griff auf pensionierte Priester zurück, damit die Gläubigen wenigstens am Wochenende zu ihrer Messfeier kommen konnten. Schwand. Nennen wir das Dorf Schwand, schreibt die Autorin: Es kann also überall sein, überall dort, wo niemand mehr auf den harten Holzbänken kniet, weil kein Pfarrer am Altar steht. Es ist eine alltägliche Geschichte, für die es, wenn man sie denn erzählen will, den Blick auf das Kleine braucht, auf das Unspektakuläre. Lisbeth Herger hat diesen Blick, und sie hat genau hingeschaut. Sie reiste in das Dorf und recherchierte, redete mit Menschen. Geschichten fügten sich in Geschichten. Man erfährt nun, dass in Schwand bereits Jahre vor dem Interregnum graue Jahre gewesen sind. Da war dieser Pfarrer, der aneckte mit seinen alttestamentarischen Strafpredigten. Oder dieser polnische Ordenspriester, der als Fremder gegen das Einheimische wettete. Oder jener Pfarrer, der sich den Frauen im Dorf zu sehr zugeneigt fühlte. Solche Männer wollte man hier nicht.

Präzise, in einem ruhigen, leisen, manchmal aber auch heiteren Ton schildert Lisbeth Herger die Vorkommnisse. Man liest sich hinein in ein Dorf, man fühlt sich, sofern man katholisches Leben kennt, zurückversetzt in die eigene Jugend. Der Journalistin gelingt es, mit ihren dichten Bildern Erinnerungen wach werden zu lassen.

Das vorerst gute Ende der Geschichte ist an den Anfang gestellt: Die Bläser sind da, die Glocken läuten, im Gotteshaus warten die Gläubigen, und dann schreitet der endlich Gefundene durchs Kirchenschiff; an diesem Tag wird er eingesetzt, und später geht die ganze Gesellschaft ins «Kreuz» zum Festmahl. Man hofft im Dorf, der neue Pfarrer möge ein guter sein und ewig bleiben. Vielleicht, es wäre schön, lesen wir einmal eine Fortsetzung.

Barbara Burer

Der Zürcher Journalistenpreis 2001

wird

Frau Rahel Stauber
und
Herrn Urs Rauber

für ihre Artikel

Ex-Jugoslawen: Das neue Feindbild

erschienen im Beobachter vom 28. April, 26. Mai und 23. Juni 2000


verliehen.

Zürich, 9. Mai 2001

Die Jury:



Andreas Isenschmid



Barbara Burer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer



EX-JUGOSLAWEN

Das neue Feindbild

Die Schweiz hat ein Ausländerproblem: Die Akzeptanz gegenüber Menschen aus Ex-Jugoslawien ist drastisch gesunken. Schuld daran ist aber nicht allein die Fremdenfeindlichkeit. Mangelnder Anpassungswille und die teils massive Delinquenz junger Männer aus dem Balkan sorgen für Angst und Ablehnung.

**VON URS RAUBER
UND RAHEL STAUBER**

Samstagabend in der Disco. Melanie, 17, vergnügt sich mit zwei Freundinnen und einem Kollegen auf der Tanzfläche. Unabsichtlich schubst der Junge einen Discogast von hinten. «He, Mann, wottsch Puff, söll i di verhaue?», ereifert sich der Gestossene – ein Jugendlicher aus Ex-Jugoslawien – und schlägt sofort auf Melanies Kollegen ein.

Melanie, kaufmännische Lehrtochter im zweiten Lehrjahr, hat zwei Mitstiffe aus Ex-Jugoslawien. Beide sind hier geboren und aufgewachsen: «Mit ihnen habe ich überhaupt keine Probleme.» Unangenehme Erfahrungen mache sie nur mit Jugoslawen, die sie nicht persönlich kenne. «Von solchen Jungs werden wir oft angepöbelt. Es gibt so aufdringliche Typen, die dich mega anstarren. Sie laufen auf dich zu, gehen erst im letzten Moment zur Seite und sagen: «Hoi, he du!» Mit der Zeit nervt das einfach.»

«He, Mann, wottsch Puff mit mir?», sagt auch Christof, 18. Er fischt mit der Gabel im Teller seines Bruders Thomas, 15: «Jetzt gibsch mir di Wurscht, susch ich nimm.» Der Jüngere protestiert: «He, dasch voll krass – ich hol min grosse Brueder.» Sie schubsen sich – bis sie in Gelächter ausbrechen. Die zwei Zürcher Jugendlichen, gross geworden in Schulen mit 60 Prozent Ausländerkindern, blödeln und raufen friedlich. Sie spielen «Albaner – mit Natel, Trainerhose, weisch und so».

Was zu Hause spielerischer Kampf und Verarbeitung multikultureller Konflikte ist, ist anderswo bittere Realität.

Ein heisses Thema wird zum Tabu

Die junge Polizistin zum Beispiel könnte einiges darüber erzählen. Aber sie winkt ab: «Ich will von diesen Leuten nicht schikaniert werden. Noch weniger will ich meinen Job verlieren.» Mit «diesen Leuten» meint sie Flüchtlinge aus Ex-Jugoslawien: Kosovaren, Serben, Mazedonier, Bosnier – in der Szene «Jugos» genannt – sowie Leute aus Albanien. Es ist die Ausländergruppe, die der Polizei und der Justiz zurzeit am meisten Kummer bereitet.

Trotz anfänglicher Zusage will die Polizistin dem Beobachter keine Auskunft über ihre Erfahrungen «an der Front» geben. Die Medienstelle hat es ihr untersagt. «Warum soll sich die Polizei zu einem so

heiklen Thema äussern?», fragt Pressesprecher Hanspeter Fäh von der Zürcher Stadtpolizei zurück. «Unsere Leute sind nicht rassistisch.»

Wer über die Stimmung gegenüber Jugoslawen in der Schweiz recherchiert, stösst auf Missbehagen, Skepsis, Angst und Abwehr. Lehrerinnen und Lehrer loben plötzlich ihre Schüler aus dem Balkan über den grünen Klee. Auch in den Amtsstuben von Bund und Kantonen beflissigt man sich einer politisch korrekten Sprache – jedenfalls solange das Tonband läuft. Sogar Gefängnisdirektoren verneinen Probleme mit Straftätern aus Ex-Jugoslawien – bis sie dann doch darauf zu reden kommen.

Sie alle fürchten, durch kritische Äusserungen Öl ins Feuer zu giessen – und helfen damit gleichzeitig, ein hoch emotionales Thema zu tabuisieren.

Die Stimmung ist im Keller

Das Thema brennt den Schweizerinnen und Schweizern unter den Nägeln – allerdings auf zwei ganz unterschiedliche Arten. Das Volk spricht darüber am Arbeitsplatz, in der Disco, am Stammtisch – ungeschminkt und schonungslos direkt. Experten, Politikerinnen und Politiker sowie Medienschaffende hingegen debattieren mit gewählten Worten – häufig ohne wirklich zur Sache zu kommen.

Nur wenige Verantwortungsträger nennen die Not öffentlich beim Namen, ohne sie für eine ausländerfeindliche Politik zu missbrauchen. «Wir haben ein Jugo-Problem», sagt etwa Walter Kummer, FDP-Politiker in Dulliken SO, «da helfen schöne Worte nicht mehr.» Kummer ist Gemeindepräsident jenes Solothurner Dorfes, in dem am 4. Februar zwei junge Männer aus Ex-Jugoslawien – der eine seit kurzem eingebürgert, der andere aus Mazedonien – in der Dorfbeiz ein Blutbad anrichteten. Dabei starb auch Walter Kummers Nachbar (siehe Porträt Seite 20).

Wie Walter Kummer empfinden viele Leute in der Schweiz. Beängstigend viele. Das zeigen Erhebungen des Meinungsforschungsinstituts Demoscope. Auf die

**Beobachter
Internet-Umfrage**

<http://www.beobachter.ch>

**Müssen sich Ausländerinnen und Ausländer
den Sitten und Gebräuchen
in der Schweiz besser anpassen?**

Frage, wie sie die Rolle der Ausländer in der Schweiz beurteilen, antworteten 1979 noch 63 Prozent der Befragten mit «eher positiv» oder «sehr positiv». Ein Jahrzehnt später waren es 49 Prozent. Heute ist die Stimmung im Keller: Lediglich ein Fünftel aller Schweizerinnen und Schweizer sieht die Rolle der Ausländer im Land positiv. Ein historischer Tiefstwert.

Asylpolitik unter Beschuss

Umso mehr stieg der Anteil jener Befragten, die die Rolle ihrer ausländischen Mitbewohner als «eher negativ» oder «sehr negativ» einschätzen. 1979 vertraten bloss 15 Prozent diese Auffassung. Im Jahr 1989 waren es schon 24 Prozent, und seither stieg die Zahl der radikalen Ausländerkritiker auf den Rekordwert von 52 Prozent (1999). Mit anderen Worten: Die Ausländerfreundlichkeit der späten siebziger Jahre hat dramatisch in eine Ausländerfeindlichkeit umgeschlagen.

Allerdings: Der Begriff «Ausländerfeindlichkeit» ist zu wenig präzise. Genau genommen geht es um die Asylpolitik. Das belegt eine weitere Umfrage, ebenfalls von Demoscope. Danach beurteilen fast drei von vier Schweizern die Situation mit den Flüchtlingen in der Schweiz als «absolut untragbar» (42 Prozent) oder als «eher untragbar» (30 Prozent). Bloss 12 Prozent der Befragten halten die Asylpolitik von Bund und Kantonen für tragbar.

Aber auch das ist noch nicht die ganze Wahrheit, wie eine weitere Untersuchung belegt. Das GfS-Forschungsinstitut ermittelte 1997 das Bild verschiedener Nationalitäten unter der schweizerischen Bevölkerung. Das Resultat: Die meisten Einheimischen haben überhaupt keine Mühe mit Fremden aus Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien oder Portugal. Doch 43 Prozent der Befragten meinten, Bosnier und Serben seien «in der Schweiz eigentlich fehl am Platz». Und für noch einmal so viele gab die gleiche Ausländergruppe «manchmal zu Bedenken Anlass».

Über keine andere Volksgruppe wurde ein so hartes Werturteil gefällt.

Forscht man nach den Ursachen für das schlechte Image der Ex-Jugoslawen, bekommt man die unterschiedlichsten Vorwürfe zu hören. Kritisiert wird vor allem der Mangel an «Rücksicht auf die hier herr-

→ **Bosnier und Serben sind laut einer Umfrage für viele Schweizer «hier fehl am Platz».**



Roberto L.: «Manche Jugos machen mit uns, was sie wollen.» FOTO: ANDREAS EGGENBERGER

«Wir sollten patriotischer sein»

Roberto L., 18, ist Informatikerlehrling im dritten Lehrjahr in einer mittelgrossen Schweizer Stadt. Sein Vater ist Schweizer, seine Mutter Italienerin.

«Albaner und Jugos sind einfach uhuere aggressiv. Sie rasten schneller aus als Schweizer oder andere Ausländer. Wenn man mit ihnen ein Problem hat, kann man meistens nicht diskutieren - entweder man braucht die Fäuste oder secklet davon. Sie können mit uns machen, was sie wollen, und wissen, es passiert ihnen nichts. Wenn ein Jugo einem Schweizer eins haut, schlägt der Schweizer in der Regel nicht zurück. Umgekehrt

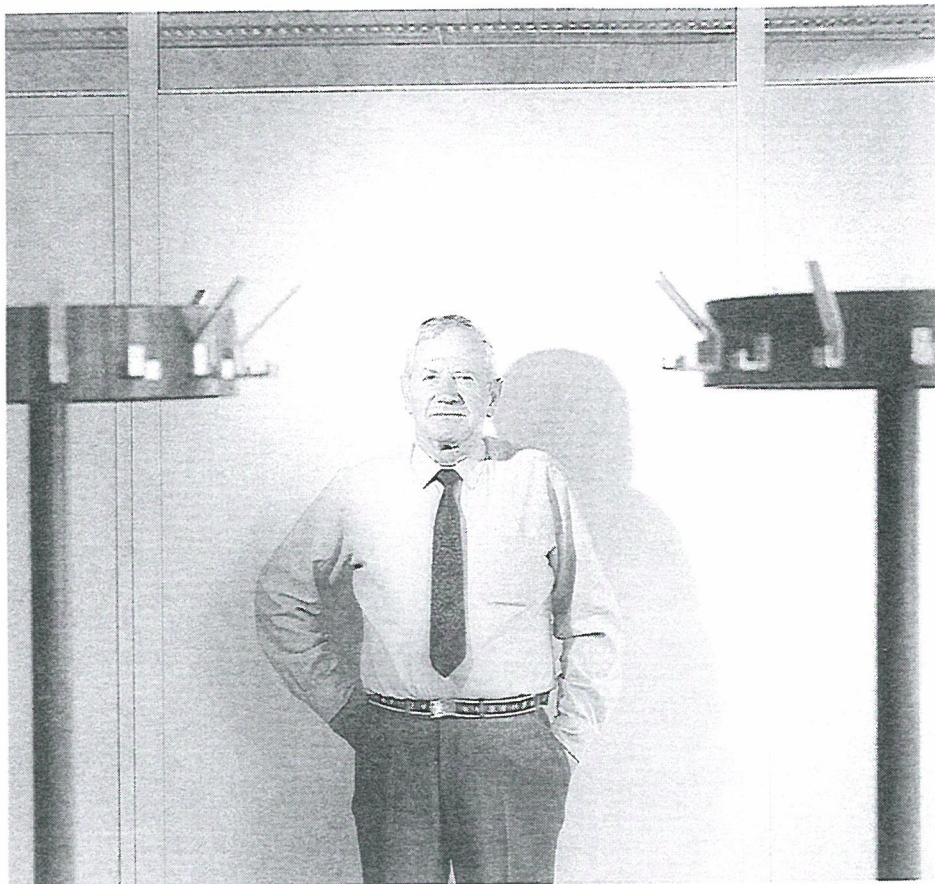
aber schon. Jugos halten fest zusammen und nützen ihre Macht aus.

Auf der Strasse muss man ihnen aus dem Weg gehen. Das habe ich erlebt im Verkehrshaus in Luzern. Ein junger Jugo kam mir entgegen und sagte: «Wer bist du, dass du mir im Weg stehst?» Ich sagte: «Ich wohne hier in der Schweiz, das ist mein Land, das gehört sicher nicht dir.» Dann hatten wir eine kleine Auseinandersetzung. Er trat mit den Füßen nach mir, ich wollte auf ihn losgehen. Doch als seine Lehrerin auftauchte, war Schluss. Im Fussballklub kenne ich auch Jugos, und ich komme mit allen sehr gut aus. Wenn man sie als Kollegen hat, sind

es gute Kollegen. Sie helfen als Erste, wenn es Probleme gibt. Aber wenn auf dem Feld Zoff mit der gegnerischen Mannschaft entsteht, dann sind es eigentlich immer die Jugos, die sich nicht beherrschen können.

Wenn ein Spanier «Scheiss-schweizer» sagt, sage ich ihm «Paellaesser». Dann ist die Sache erledigt. Doch wenn ein Jugo «Scheiss-schweizer» sagt, wehren wir uns nicht - aus Angst.

Wir müssten uns mehr wehren, stolz auf unser Land sein. Wir sollten vermehrt Patrioten sein, nicht Rassisten. Und wir dürfen manche Jugos nicht alles machen lassen, was sie wollen. Sie sollten sich mehr anpassen.»



Walter Kummer: «Die soziologischen Gründe sind mir egal.» FOTO: ANDREAS EGGENBERGER

→ **Die Kriminalstatistik zeigt** bei Ausländern sehr ungenaue, aber **alarmierende Werte.**

schenden Sitten und Gebräuche», wie Psychiater Berthold Rothschild es formuliert (siehe Interview Seite 22). Er findet, das Gastgeberland dürfe von den Immigranten neben der sprachlichen Assimilation auch eine Anpassung an hiesige Gepflogenheiten verlangen.

Gravierender ist der Vorwurf, Personen aus Ex-Jugoslawien seien häufiger kriminell als Schweizer und Angehörige anderer Nationalitäten. Stimmt das?

Stellt man auf die Gefängnisbelegung ab, ist der Fall klar. In der Interkantonalen Strafanstalt Bostadel in Menzingen ZG etwa sind von 109 Häftlingen 27 Schweizer (25 Prozent) und 48 aus Ex-Jugoslawien und Albanien (44 Prozent). In Pöschwies in Regensdorf ZH stellen die Ausländer 70 Prozent der Häftlinge, davon sind zwei Drittel aus Ex-Jugoslawien und Albanien. Ähnliche Zahlen gibt das Zürcher Flughafengefängnis bekannt.

«Wir haben ein Jugo-Problem»

Walter Kummer, 65, ist FDP-Gemeindepräsident von Dulliken SO - dem Dorf, in dem kürzlich zwei junge Männer aus Ex-Jugoslawien ein Blutbad angerichtet haben.

«Natürlich haben wir ein Jugo-Problem. Das kann man doch nicht immer beschönigen. Nach der schrecklichen Bluttat im Februar sagten mir viele Dorfbewohner: «Das können nur Jugos gewesen sein.» Das zeigt mir, dass diese Volksgruppe für unsere Dorfbewohner ein Problem ist. Und wenn das die Leute hier so empfinden, dann ist es mir egal, welches die

soziologischen Gründe für die Missstände sind. Dieser Kulturkreis macht uns Schweizern Mühe. Mir nicht so stark, denn ich bin allein stehend. Aber wer Kinder hat, wird damit ständig konfrontiert. In der Schule drängen die Probleme am meisten an die Oberfläche. Die Schüler sind unter Druck - und zwar von jenen, die wissen, mit welchen Mitteln sie ans Ziel kommen. Vor kurzem habe ich erfahren, dass an unserer Oberstufe Schutzgelder erpresst werden - durch Ex-Jugoslawen. Das ist doch kein Zustand! Schöne Worte helfen da nichts. Die übergeordneten

Stellen beim Bund und in den Kantonen delegieren das Problem an die Gemeinden und sind dann entsetzt, wenn das Volk anders denkt als sie. Das ist eine Frechheit. Die Politiker müssen die Ängste des Volkes endlich ernst nehmen.

Von den Ex-Jugoslawen, die hier leben wollen, erwarte ich die absolute Akzeptanz unserer Gesellschaftsordnung. Ich will ihnen ja nicht ihre Kultur wegnehmen. Aber die Leute müssen sich den Schweizern anpassen - und nicht umgekehrt. Und sie müssen wissen: Bei uns liegt das Gewaltmonopol nicht beim Clanchef, sondern beim Staat.»

Wichtige Daten unter Verschluss

Weit schwieriger erweist sich die Suche nach gesamtschweizerischen Zahlen. Zwar veröffentlicht das Bundesamt für Polizei jedes Jahr die polizeiliche Kriminalstatistik. Darin wird der Ausländeranteil an den Straftaten mit 54,3 Prozent ausgewiesen. Bei einer ausländischen Wohnbevölkerung von 19,2 Prozent ist das ein alarmierender Befund - aber auch ein höchst ungenauer. Denn damit werden die Ausländer pauschal erfasst.

Nötig - und notabene auch politisch korrekt - wäre eine Aufteilung der Ausländer nach Herkunftsland. Das wäre problemlos möglich, wird doch bei jedem Strafverfahren mit dem Wohnsitz auch die Nationalität der Straftäter erfasst. Doch im 530 Seiten starken Buch, das das Bundesamt für Statistik jedes Jahr herausgibt, sind solche Daten nicht zu finden. Aus Angst, unangenehme Fakten zu publizieren?

Auf wiederholte Anfrage hin hat das Bundesamt für Statistik dem Beobachter

schliesslich bisher unveröffentlichte Zahlen zugänglich gemacht: eine Verurteiltenstatistik nach Nationalität aus dem Jahr 1997. Neuere Daten hat das Amt nicht.

Die Zahlen bestätigen die spontane Einschätzung mindestens teilweise (siehe Tabelle Seite 29). Unterschieden werden drei Deliktgruppen: Strassenverkehr, Strafgesetzbuch, Drogenbereich. In absoluten Zahlen stellen die Personen mit Schweizer Pass die grosse Mehrheit der Täter. Proportional liegt der Prozentsatz jedoch weit

unter ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung (79,5 Prozent).

Im Strassenverkehr und im Strafrecht stellen Personen aus Ex-Jugoslawien die zweitgrösste, im Drogenbereich die drittgrösste Tätergruppe dar. Im Vergleich zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung in der Schweiz (inklusive Asylbewerber) sind sie somit erheblich überrepräsentiert. Zwar sind auch Delinquenten italienischer, französischer, deutscher oder portugiesischer Herkunft in der Schweizer Kriminalstatistik

PSYCHIATER BERTHOLD ROTHSCHILD «Eine

Berthold Rothschild plädiert für eine Bereicherung durch fremde Kulturen - doch er sieht auch Grenzen bei der Multikultur.

Mühe macht wohl auch die anders geartete Mentalität?

Sicher. Es handelt sich hier um eine Kultur, in der Männlichkeit, Wehrhaftigkeit und Clandenken dominieren. Das ist uns fremd. Die kulturellen Differenzen haben eine grosse Bedeutung.

Vor 15 Jahren fielen Jugoslawen in der Schweiz kaum auf. Heute gelten sie als Problemgruppe. Was ist da passiert?

Das hat erstens mit dem Krieg und den damit gezeigten Grausamkeiten zu tun, die abstossend wirken. Zweitens haben wir die Leute jetzt nicht mehr als Fremdarbeiter, sondern als Flüchtlinge bei uns. Und die Häufung von Asylbewerbern führt in kleineren Gemeinden tatsächlich zu echten Problemen. Das darf man nicht einfach hochnäsiger als Fremdenhass bezeichnen.

Stösst das Konzept der multikulturellen Gesellschaft an seine Grenzen?

Wenn es der eigenen Bevölkerung gut geht und sie viele Ressourcen hat, kann sie multikulturell funktionieren. Wenn sie aber Brüche und heikle Situationen erlebt, entstehen Probleme. Zweitens gibts Grenzen von der Zahl der neu Dazukommenden und von der Art her, wie sie der Bevölkerung aufgedrängt werden. Bei der Arbeit kann eine multikulturelle Integration entstehen. Wenn aber die Aufnahme von den Behörden aufgezwungen wird, entsteht Widerstand. Das positive Beispiel sehe ich etwa bei Jugendlichen: Im Fussballklub zum Beispiel findet eine multikulturelle

Beobachter: Leute aus Ex-Jugoslawien sind in der Schweiz wenig beliebt. Haben wir es mit einem neuen Feindbild zu tun?

Berthold Rothschild: Sicher gibt es in einem gewissen Sinn ein Feindbild mitsamt den dazugehörigen Witzen - das ist ein Gradmesser. Doch es sind nicht alle Leute aus Ex-Jugoslawien gleich betroffen. Serben zum Beispiel stossen auf mehr Antipathie als Bosnier. Und Slowenen zählt man gar nicht mehr zu den «Ex-Jugoslawen». Es gibt also kein absolutes Feindbild, wie es früher etwa automatisch und kollektiv auf die Juden oder die Tamilen übertragen wurde.

Kommt beim Feindbild Jugo nicht auch ein Missbehagen zum Ausdruck?

Darin kommt zum Ausdruck, dass viele Schweizer die jugoslawischen Männer als eine raue Bande von gewalttätigen Menschen sehen. Ein grosser Teil von Delinquenz und Missständen in unserem Alltag wird auf diese Leute projiziert. Die Schweizer hatten schon immer Mühe mit Ausländern, die sich nicht ganz ruhig und angepasst schweizerisch verhalten haben.

Ist es nicht beschönigend, nur von Projektionen zu reden? Die Straffälligkeit und die Probleme auf der Strasse sind real...

Klar gibt es auch Vorurteile, die sich im Alltag bestätigen. Die unterstellte Gewaltbereitschaft etwa bei Auseinandersetzungen in der Schule wird durch eigene Erfahrungen verallgemeinert und bestätigt.

zumutbare Zumutung»

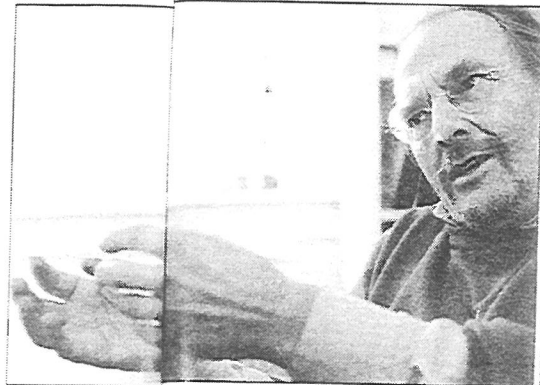


FOTO: GIAN VAITIL

Dr. med. Berthold Rothschild, 53, arbeitet als Psychiater und Psychoanalytiker in Zürich. Er hat verschiedentlich zu den Themen Rassismus und Antisemitismus publiziert.

Integration von Jugoslawen, Türken und anderen Ausländern statt.

Viele Schweizerinnen und Schweizer verlangen, dass sich Fremde hier anpassen sollen.

Zu Recht sollen Minimalbedingungen erfüllt werden, etwa die Einhaltung der Gesetze, dann aber auch Rücksicht auf die hier herrschenden Sitten und Gebräuche. Ich finde, dass es auch eine sprachliche Assimilation braucht. Denn das Verharren im fremden Getto schafft auf der anderen Seite Vorurteile gegenüber Schweizern.

Frauen fühlen sich durch eine spezielle Anmache von Ex-Jugoslawen belästigt. Müssen sie das tolerieren?

Nein, man darf eine Anpassung des Verhaltens gegenüber älteren Leuten, Frauen und Kindern verlangen, denn auch die Gefühle der Einheimischen sind zu respektieren.

Wie ist es beim Kopftuch? Sollen moslemische Mädchen dem

Turn- und Schwimmunterricht fernbleiben dürfen?

Man kann in guten Treuen die Auffassung vertreten, wer hier zur Schule gehe, dürfe keine Ausnahmepreivilgien beanspruchen. Ich neige eher zur Meinung, dass es für eine Gesellschaft interessant und bereichernd ist, wenn sich Kulturen bewahren können. Wir haben auch in der Schweiz mit ihren Landesteilen eine Differenzkultur. Die Tendenz zur Gleichmacherei hingegen richtet sich gegen alle, die nicht ganz konform leben - also auch gegen Behinderte mit Schweizer Pass.

Wo sehen Sie Gefahren der explosiven Stimmung?

In der politischen Ausbeutung des Problems - wenn so getan wird, als ob dadurch unser Land bedroht sei. Dann aber auch im menschlichen Leid der Betroffenen. Und schliesslich in der falschen Rechtschaffenheit der Schweizer, die gar zu leicht mit dem Finger auf andere zeigen.

Rechtskonservative können allerdings einen Nutzen aus der Situation ziehen, solange andere Politiker das Problem schönreden...

Richtig. Es gibt übrigens auch die politische Ausbeutung von links, wenn jemand sich als Menschenrechtler hinstellt, ohne dass es ihn etwas kostet. Es müsste ein wirkliches Interesse und der Wille da sein, das grosse Problem zu sehen und zu lösen. Etwa indem man die fremde Minderheit in die eigene Partei integriert und nicht in ihrem kulturellen Getto belässt.

Eine schwierige Aufgabe.

Das «Jugo-Problem» ist mit seinen Folgen tatsächlich eine Zumutung für unsere Bevölkerung. Aber ich finde: eine zumutbare Zumutung.

INTERVIEW: URS RAUBER

→ «Jugo-Kriminalität» geht hierzulande zum grössten Teil aufs Konto von Kriminaltouristen.

tik vergleichsweise übervertreten. Das hat damit zu tun, dass hierzulande auch Grenzgänger und ausländische Besucher straffällig werden.

Professionelle Banden am Werk

Doch das Ausmass der Übervertretung von Personen aus Ex-Jugoslawien im Bereich von Strafdelikten ist markant: Sie stellen 16,5 Prozent der Täter, also fast viermal so viel, als es ihrem Bevölkerungsanteil von 4,5 Prozent entspricht. Dafür gibt es Gründe, wenn auch keine Entschuldigung:

→ Viele Straftäter aus dem Balkan gehören professionellen Banden an und kommen als Kriminaltouristen in die Schweiz.

→ Ein Grossteil der Asylsuchenden gehört zur Altersgruppe der «jungen Männer aus tiefen sozialen Schichten» – zu einer Kategorie, die laut Polizei unabhängig von der Nationalität kriminell am aktivsten ist.

→ Zwei Kriege und starke innenpolitische Erschütterungen haben den einst stabilen Balkanstaat Jugoslawien in den letzten zehn Jahren erschüttert und die gesellschaftlichen Strukturen zersetzt.

Aus einer früheren Untersuchung ist allerdings bekannt, dass bereits 1991 – vor den Balkankriegen – nur 37 Prozent der jugoslawischen Delinquenten fest in der Schweiz lebten. Ex-Jugoslawien stellte schon damals das grösste Kontingent von Kriminaltouristen: 3026 Personen oder ein Fünftel aller in die Schweiz gereisten Täter (total 15 477). Vermutlich ist diese Zahl im letzten Jahrzehnt eher noch gestiegen.

Mit anderen Worten: Das Bild von der bedrohlichen «Jugo-Kriminalität» ist mehr als ein Vorurteil. Doch es wird – und das ist entscheidend – nicht von den hier wohnenden Gastarbeitern und ihren Familien geprägt, sondern von den Kriminaltouristen und einem Teil der Asylbewerber aus Ex-Jugoslawien. →



Rosmarie Bühler: «Unbehagen vor der Macho-Arroganz»

FOTO: ANDREAS EGGENBERGER

«Es ist Zeit, das Tabu zu brechen»

Rosmarie Bühler, 42, ist Sozialarbeiterin, Laienrichterin und SP-Gemeinderätin mit dem Ressort öffentliche Sicherheit in Meiringen BE.

«Die Kinder meiner Freundin fürchten sich vor den Angriffen und Erpressungen der Mitschüler aus Albanien und Ex-Jugoslawien. Ich selber verspüre als Frau Unbehagen vor der Macho-Arroganz und der oft provokativen Kommunikation der Männer. Die überhebliche Art, wie viele Menschen aus dem Balkan auf den Sozialdiensten und beim Gericht ihre Forderungen stellen, macht mich wütend. Ihre Umgangsformen machen mir Angst – zum Bei-

spiel die Art, wie sie oft rücksichtslos handeln oder zu Gewalt neigen.

Doch am meisten belastet mich die einseitige und blauäugige Reaktion von Schweizer Seite. Wer Kritik oder Unbehagen ausspricht, gilt gleich als Rassist. Unter dem Deckmantel der grenzenlosen Humanität wird höchstens Symptombekämpfung betrieben. Gerade in Sozialarbeiter-Kreisen wird das Thema verdrängt. Es ist ein Tabu.

Letztes Jahr schrieb ich zu diesem Thema einen Leserbrief an eine Berner Zeitung. Viele meiner Berufs- und Parteikollegen regten sich furchtbar auf und machten mir klar, dass es total dane-

ben sei, in dieser Form aktiv zu werden.

Trotzdem bin ich überzeugt: Es ist höchste Zeit, Zahlen und Fakten auf den Tisch zu legen. Denn nur wenn man die problematischen Vorkommnisse und Tendenzen thematisiert, kann man auch Vorurteile abbauen und echte humanitäre Hilfe leisten. Wenn man die Probleme nicht ernst nimmt, kommen sie eines Tages wie ein Bumerang zurück. Dann gibt es einen politischen Rechtsrutsch – und den will ich nicht. Ich bin für Humanität, aber auch für Gerechtigkeit. Zwischen diesen beiden Idealen ist in unserem Land etwas bedenklich aus dem Gleichgewicht geraten.»

→ Ex-Jugoslawen fordern für straffällige Landsleute knallhartes Handeln der Justiz.

Den Kriminaltourismus einzudämmen ist in erster Linie eine Frage der polizeilichen Massnahmen. Für die in der Schweiz lebende jugoslawische Kolonie und für die Schweizer Bevölkerung stellt sich dennoch die Frage: Was können sie zur Lösung des Problems beitragen?

Hier das Gesetz, dort die Willkür

Naser Durguti, 28, Flüchtling aus dem Kosovo, lässt keinen Zweifel offen: «Jene, die hier das Asyl oder den Aufenthalt missbrauchen, müssen mit der ganzen Härte des Gesetzes bestraft werden.» Durguti, der seit fünf Jahren in der Schweiz lebt, weiss, wovon er spricht: «Hier herrscht das Gesetz, im Kosovo aber die Willkür.»

Für den serbischen Schweizer Dejan Mikic ist entscheidend, das Thema Kriminalität nicht zu tabuisieren – aus «panischer Angst, rassistisch zu sein» (siehe Porträt nebenan). An seine Landsleute richtet er die Forderung, die Sprache zu lernen «und mehr Interesse an schweizerischen Gepflogenheiten» zu zeigen. Und was rät er den Schweizern? Sie sollten den Ausländerorganisationen mehr Verantwortung übertragen. So könnten ausländische «Mediatoren» besser auf ihre Leute einwirken.

Ähnlich sieht das auch Rosemarie Simmen, die neue Präsidentin der Eidgenössischen Ausländerkommission. «Wir müssen vermehrt versuchen, Respektspersonen aus den Clanstrukturen zu rekrutieren, die ihre eigenen Leute dazu bringen, sich korrekt zu verhalten.»

Mehr Repression gegenüber Kriminellen, bessere Unterstützung der Integrationswilligen und eine tabufreie Auseinandersetzung über die Ausländerpolitik sind wichtig. Gelegentlich braucht es aber auch einfach etwas Zivilcourage im Alltag. Nämlich dann, wenn es das nächste Mal heisst: «He, Mann, wottscht Puff mit mir?» →



Dejan Mikic: «Schweizer müssen nicht alles schlucken.»

FOTO: ANDREAS EGGENBERGER

«Nicht alle in einen Topf werfen»

Der Ethnologe Dejan Mikic, 38 kam 1968 aus Belgrad in die Schweiz. Er ist eingebürgert und arbeitet bei der Caritas-Sozialberatung für Ausländerinnen und Ausländer in Zürich.

«Ich bin Schweizer serbischer Herkunft. Als ich 1967 mit meiner Familie in die Schweiz kam, wurden wir mit offenen Armen empfangen. Das Jugoslawentum galt noch nicht als «schlecht» – ganz im Gegenteil. Die antijugoslawische Stimmung macht mich nachdenklich, aber auch wütend. Da heisst es etwa: «Die Jugoslawen haben ein gewisses

Aggressivitätspotenzial.» Dabei werden alle in einen Topf geworfen. Diese Polarisierung stört mich.

Für die meisten Jugoslawen, mit denen ich Kontakt habe, ist die antijugoslawische Stimmung aber kaum ein Thema. Bei den Serben dreht sich praktisch alles um ihr Heimatland und sehr wenig um die Schweiz. So bleibt die Integration auf der Strecke. Das muss ändern. Die Leute müssen mehr Interesse am hiesigen Alltag zeigen. Schweizer müssen nicht alles schlucken. Doch viele Leute getrauen sich nicht, das Unbehagen auszusprechen. Vor allem die Linken haben

fast eine panische Angst, dass sie als Rassisten abgestempelt werden könnten, wenn sie Missstände ansprechen. Dabei sollte man reden, statt immer nur die Faust im Sack zu machen.

Die Schweizer sollen ruhig an die Eigenverantwortung der Ausländer und ihrer Organisationen appellieren, sich aber nicht so «glückenhaft» benehmen. So hat man zwar viele Anlaufstellen für Ausländer eingerichtet, die aber meist von Schweizern geleitet werden. Wenn man diese Posten mit qualifizierten Ausländern besetzen würde, könnten diese besser auf ihre Landsleute einwirken.»

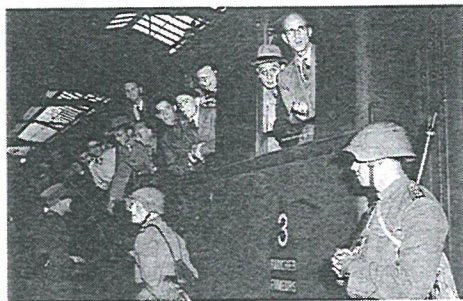
Verurteilte in der Schweiz 1997: Menschen aus Ex-Jugoslawien proportional übervertreten

Strassenverkehr (Staatsangehörigkeit)	Strafgesetzbuch	Drogen	Wohnbevölkerung 1997
1. Schweiz 65,0 %	1. Schweiz 48,9 %	1. Schweiz 58,6 %	1. Schweiz 79,5 %
2. Ex-Jugoslawien* 8,1 %	2. Ex-Jugoslawien* 16,5 %	2. Italien 8,0 %	2. Italien 4,8 %
3. Italien 7,3 %	3. Italien 6,9 %	3. Ex-Jugoslawien* 6,3 %	3. Ex-Jugoslawien* 4,5 %
4. Frankreich 3,4 %	4. Afrika 4,9 %	4. Afrika 5,5 %	4. Portugal 1,9 %
5. Portugal 3,3 %	5. Frankreich 3,2 %	5. Albanien 4,0 %	5. Deutschland 1,3 %
6. Deutschland 2,8 %	6. Portugal 2,3 %	6. Portugal 2,7 %	6. Spanien 1,3 %
7. Türkei 1,9 %	7. Türkei 2,3 %	7. Frankreich 2,5 %	7. Türkei 1,1 %
Zahl der Verurteilten: 31 180 (100%)	Zahl der Verurteilten: 18 435 (100%)	Zahl der Verurteilten: 8 759 (100%)	Bevölkerung inkl. Asylsuchende 7 197 308 (100%)

QUELLE: BERECHNUNGEN DES BEOBACHTERS NACH ZAHLEN DES BUNDESAMTS FÜR STATISTIK

*INKLUSIVE SLOWENIEN, KROATIEN, BOSNIEN UND MAZEDONIEN

AUSLÄNDER IN DER SCHWEIZ: LIEBLINGE UND BÖSEWICHTE



1942: jüdische Flüchtlinge in Zürich



1956: ungarische Emigranten in Buchs



1961: tibetische Flüchtlinge in Kloten

FOTOS: WEWO-ARCHIV

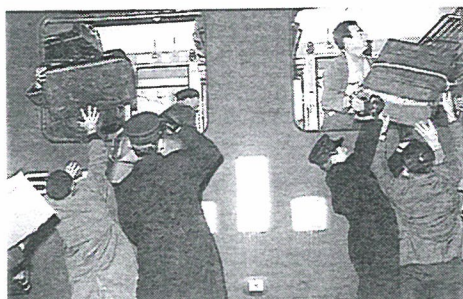
Ausländische Einwanderer stiessen in der Schweiz meist auf Ablehnung. Doch neue Fremde verdrängten oft alte Feindbilder.

→ Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert kamen viele Immigranten aus Nachbarstaaten in die Schweiz. Um 1900 lebten fast 30 Prozent Ausländer in Zürich. Vor allem die Italiener wurden als Lohndrucker, Steuerhinterzieher und «sittlich Verkommene» beschimpft. 1896 kam es in Zürich zum grossen «Italienerkrawall». → Vor 1914 und in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen

lebten zahlreiche Deutsche in der Schweiz: politische Flüchtlinge, die sich der Zensur des Kaiserreichs und der Verfolgung durch die Nazis entzogen. Infolge Wirtschaftskrise und restriktiver Einwanderungspolitik sank der Ausländeranteil von 16 Prozent (1914) auf 5 Prozent (1939). → Während des Zweiten Weltkriegs gewährte die Schweiz 240 000 Menschen vorübergehend Zuflucht, darunter 20 000 Juden. Hartherzig handelten die Behörden dagegen nach 1941, als sie mehrere tausend Flüchtlinge zum Teil in den sicheren Tod zurückschickten.

→ Das Image der deutschen Grenzgänger und Kaderleute in der Schweiz war nach dem Zweiten Weltkrieg besonders schlecht («Sauschwaben»). In der Hochkonjunktur holte die Schweizer Wirtschaft über eine halbe Million Gastarbeiter aus Italien. Der Ausländeranteil lag 1970 wieder bei 16 Prozent. Und wiederum galten die Italiener als «dreckig», «faul» und als «Messerstecher». → Als Helden wurden dagegen die Flüchtlinge aus kommunistischen Ländern gefeiert: 1956 kamen 14 000 Ungarn, 1968 über 12 000 Tschechen und Slowaken und ab 1973 viele Vietnamesen.

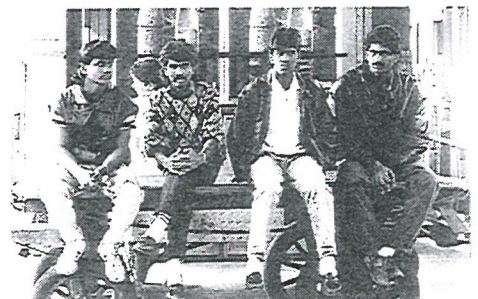
Zur meistgeliebten Minderheit wurden die Tibeter (ab 1960). → Die ab 1983 eintreffenden Tamilen wurden als Terroristen und Dealer abgestempelt. Die Deutschen, Italiener, Spanier und Portugiesen gelten seither als «gute Ausländer», praktisch als «halbe Schweizer». → Heute zählen die Tamilen zu den fleissigsten Arbeitskräften im Land. Derweil sind Emigranten aus Ex-Jugoslawien, die bereits zur Zeit der Tito-Herrschaft (bis 1980) und vor dem Bosnienkrieg (1991 bis 1996) als unauffällige und geschätzte Gastarbeiter hier lebten, die neuen Sündenböcke.



1967: italienische Gastarbeiter in Zürich



1968: Vietnamesenkinder in Zürich



1991: tamilische Asylbewerber in Chur



Feindbild «Jugo»

Der Artikel «Feindbild «Jugo»» (Nr. 9) hat ein riesiges Echo ausgelöst. Vor allem jüngere Leserinnen und Leser sind froh, dass eine offene Diskussion in Gang kommt.

Das ist mit Abstand einer der besten Berichte, die ich je im Beobachter lesen konnte. Ich finde ihn mutig, denn es muss wirklich mal auf die wichtigen Probleme unseres Landes aufmerksam gemacht werden. Ich selber werde fast täglich damit konfrontiert. Sobald ich in die Stadt gehe, werde ich von Serben, Kosovo-Albanern, Mazedoniern und anderen Ausländern billig und machohaft angemacht. Und wenn man sich wehrt, muss man Angst haben, dass sie sich mit einem prügeln.

Sarah Wüst, 16, Bättwil

Alle Achtung! Dass der Beobachter dieses Thema aufgreift, ist erstaunlich. Ich bin Hauswart in einem Einkaufszentrum. Im-

mer wieder werde ich von Jugendbanden, 13- bis 15-Jährigen aus Ex-Jugoslawien, bei meiner Arbeit belästigt und auch tätlich angegriffen. Ich muss mich fragen: Brauche ich nun in der Schweiz einen Pfefferspray, oder muss ich mich gar bewaffnen?

Edwin Flacher, Winterthur

Es war höchste Zeit, dass einmal eine Zeitschrift dieses Problem aufgreift. Es wurde zu lange von SP-Politikern und anderen linken Kreisen ignoriert.

John Appenzeller, Aeugstertal

Ich bin sehr beeindruckt von Ihrer sachlichen Reportage. Meine Einstellung gegenüber dem Beobachter hat sich in der Wertung sehr stark nach oben korrigiert. Ich überlege sogar, ob ich die Zeitschrift abonnieren soll.

Claudio Schmid, Junge SVP, Bülach

Als Oberstufenlehrer muss ich aus Erfahrung erkennen, dass dem Problem vollste Aufmerksamkeit zuteil wird. Eine minutiöse Untersuchung an Zürcher Oberstufenschulen würde neue Erkenntnisse zutage fördern, die es wert wären, diskutiert zu werden. Der Beobachter tut mit dieser Thematisierung für die gesamte Bevölkerung des Landes nur Gutes.

Jean-Walter Hoby, Zürich

Als 18-Jähriger habe ich mit Jugoslawen und anderen Menschen aus dem Ostblock oft Kontakt. Zum Thema «Wotsch Puff?» nur so viel: Die Angst unter den Jungen weicht immer mehr der Verzweiflung über die Machtlosigkeit, mit der junge Schweizer der scheinbaren Übermacht von Ausländern gegenüberstehen. Ich danke Ihnen

für Ihren ehrlichen Artikel. Sie haben mir ein Stück Glauben an die Gerechtigkeit zurückgegeben.

Michael Bubendorf, Arisdorf

Mir kam ziemlich sauer hoch, was der Psychiater Berthold Rothschild für einen Riesenquatsch mit der «zumutbaren Zumutung» geschrieben hat. Peter Segessenmann aus Dulliken SO, der von einem Mazedonier angeschossen wurde, ist mein Onkel. Und dann erzählt jemand, dass es eine Bereicherung für unser Land sei, wenn solche Leute ihre «Kultur» behalten dürfen – was nichts anderes heisst, als dass sie sich hier nicht eingliedern müssen.

Jacqueline Lüthi, @dplanet.ch

Wir haben kein «Jugo»-, sondern ein Kosovo-Albaner-Problem. Ich habe über 40 Jahre beruflich mit Jugoslawen zu tun gehabt und sie als intelligente, arbeitsame und liebenswürdige Menschen kennen gelernt. Ein Problem haben wir mit Kosovo-Albanern, die weder Gesetze achten noch sich in unserer Gesellschaft anpassen.

Erwin Gasser, Brugg

Wie oft fühlte ich mich allein zwischen den Links-rechts-Fronten. Ich hoffe, dass Ihr Engagement und Ihre Recherchen dazu führen, dass linke und rechte Tabus gebrochen werden und selbstkritisch diskutiert und gehandelt wird.

Marie-Theres Weingartner, Oberembrach

Die Wirklichkeit ist noch viel schlimmer, als sie schreiben. Die Schädigung der Sozialwerke durch Fürsorgebetrügereien, die heute nur noch in Exzessfällen geahndet werden, sowie Vergehen gegen das Aufent-

halts- und Niederlassungsgesetz nehmen Ausmasse an, die bei Insidern Angst und Resignation hervorrufen.

Joseph Häring, Therwil

Ich danke Rosmarie Bühler für ihre mutige und doch nicht verletzendende Stellungnahme zur Asylproblematik. Ein Tabu zu brechen in den eigenen Reihen ist sehr mühsam, und man fühlt sich meist sehr einsam. Ich bin seit 55 Jahren SP-Mitglied und war aktiver Gewerkschafter. Bekannte von mir haben SVP gewählt – nicht aus Sympathie, sondern weil die SP in der Asylpolitik den Boden unter den Füssen verloren hat.

Hans Lauber, Olten

Wie wärs, wenn wir nach den Ursachen unseres Hasses fragten? Und jene benennen, die Tausende «Jugos» holten und nun wüsteste Parolen gegen die Helfer von damals rausbrüllen? Sie sitzen mit prallen Geldbeuteln unter uns. Wir schlagen den Sack und meinen den Esel.

Fred Büchi, Faoug

Ich bin mit einem Kosovo-Albaner glücklich verheiratet. Ihr Artikel hinterlässt bei mir ein bitteres Gefühl. Für die Erklärung von Kriminalität etwa ist nie und nimmer die Nationalität oder die Kultur ausschlaggebend. Massgebend sind Alter, Geschlecht und soziale Schicht – vor allem punkto Gewalt- und Drogendelikte.

Andrea Haenni, Freiburg

Ich kann Ihnen nur gratulieren zur Art und Weise, wie Sie dieses heisse Eisen anfassen, da kaum ein Blickwinkel des Problems ausgespart bleibt. Selbst weltoffene und sehr tolerante Mitbürger befällt ein

grosses Unbehagen bei dieser Thematik. Ich schäme mich aber auch für die Ablehnung der Einbürgerung von Ex-Jugoslawen in unserer Gemeinde. Denn es sind ja gerade die Falschen, die hier den allgemeinen Unwillen zu spüren bekommen.

Geri Stocker, Emmenbrücke

Mit fünf Kolleginnen und Kollegen wollten wir in eine Disco nach Thal SG. Wir Schweizerinnen und Schweizer wurden hereingelassen, unser albanischer Kollege Besim jedoch nicht. «Er ist Albaner.» Dies war die einzige Begründung des Türstehers. Ich finde das diskriminierend. Wir müssen lernen, zwischen anständigen und unanständigen Ausländern und Schweizern zu unterscheiden.

Sylvia Niederer, Semischülerin, Engelburg

Kürzlich habe ich meinen 17-jährigen Sohn beim Lesen des Beobachters ertappt, was nicht gerade häufig vorkommt. Seine Lektüre: «Feindbild {Jugo}». Sein Kommentar: Endlich wagt es jemand, offen zu schreiben, wie es wirklich ist. Bravo!

Hans Köppel, Sax

Es wäre wünschenswert, wenn dank Ihrer mutigen Veröffentlichung eine offene Diskussion in Gang gesetzt würde, die zu menschlich, politisch und juristisch guten Lösungen führen würde.

Walter Bregenzer, Affoltern am Albis

Ich bin Albaner, verheiratet mit einer Schweizerin und Vater von drei Kindern. Seit 1997 bin ich eingebürgert. Ich finde Ihren Artikel ziemlich objektiv. Er versucht, offen über ein reales Problem in der

Schweiz zu sprechen, mit dem wir alle konfrontiert sind. Allerdings handelt es sich kaum um Albaner aus Albanien, die Mitschüler erpressen – denn es gibt sehr wenige von ihnen in der Schweiz.

Adrian Fortuzi, Wabern

Mein Bruder gehört zu den Opfern, die im «Löwen» in Dulliken SO angeschossen und schwer verletzt wurden. Ihm musste ein Lungenlappen wegoperiert werden; heute ist er nur noch ein Schatten seiner selbst. Als wir ihn im Spital besuchten und fragten, ob er nun die Jugoslawen hasse, antwortete er: «Ich kann nicht hassen.» Auch ich weigere mich, alle «Jugos» in den gleichen Topf zu werfen.

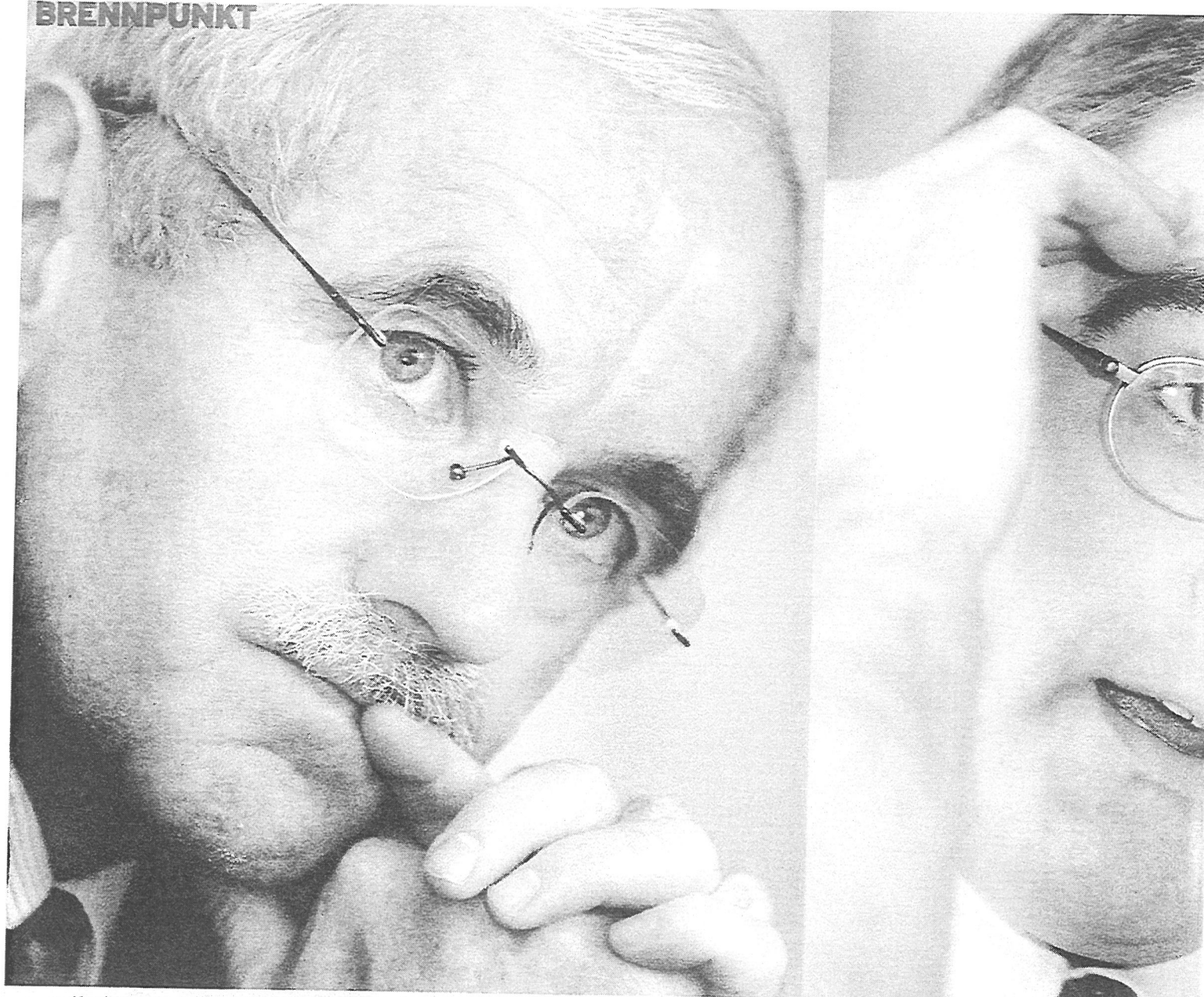
Georg Segessenmann, Obergösgen

Früher hatte ich ein offenes Herz für Ausländer. Gemeinsam mit meinem Vorgesetzten der Liegenschaftenverwaltung half ich Ausländern beim Suchen einer Wohnung. Heute sind wir dermassen frustriert, dass wir uns entschlossen haben, Liegenschaften von Jugoslawen zu säubern. Es kommt uns billiger, die Wohnungen leer stehen zu lassen, als sie jugoslawischen Familien zu vermieten und dann beim Auszug total renovieren zu müssen. Aufgrund solcher Beispiele bin ich dazu übergegangen, rechts zu wählen.

Willy Wicki, @swissonline.ch

In der Schweiz herrscht eine eigenartige Philosophie: Wer Missbräuche im Asylwesen oder die Umtriebe krimineller ausländischer Banden anspricht, ist ein Rassist. Also schweigen die meisten, um solchen Pauschalbeschuldigungen zu entgehen.

Francesco Ficchia, Steffisburg



→ Kurt Wasserfallen, Polizeidirektor, Stadt Bern:
«Man muss den Ausländern sagen, was bei uns in der Schweiz Sache ist.»

→ Hanspeter Uster, Sicherheitsdirektor, Zug:
«Die Sprache ist wichtig bei der Integration, weil sie

AUSLÄNDERPOLITIK

«Wir dürfen das Thema weder schönreden noch anheizen»

«Wie weiter in der Ausländerpolitik?», fragt der Beobachter nach dem Artikel «Feindbild Jugo» (Nr. 9) drei Persönlichkeiten, die mit dem Problem im Beruf konfrontiert sind. Fazit: Es gibt kein Patentrezept, aber konkrete Schritte.

**VON RAHEL STAUBER
UND URS RAUBER**
Beobachter: Frau Bühler,
Sie haben als SP-Gemeinderätin Klartext zum «Feindbild

Jugo» geredet. Wie waren die Reaktionen?
Rosmarie Bühler: Zu 99 Prozent positiv. Ich habe Echos aus der ganzen Schweiz erhalten. Tenor:

Es ist höchste Zeit, das Thema zu enttabuisieren. Viele Beispiele aus dem Alltag haben mir bestätigt, dass es wichtig ist, das Problem endlich ernst zu nehmen.

Herr Wasserfallen, Herr Uster, spüren Sie als Polizeidirektoren eine Hemmung in der Bevölkerung, über das Thema offen zu sprechen?



→ Rosmarie Bühler, Gemeinderätin, Meiringen BE:

«Viele Politiker spüren die Ängste und Nöte der Bevölkerung nicht mehr.»

die Kommunikation ermöglicht.»

Kurt Wasserfallen: Ich habe zwei Söhne in der Schule, die reden viel davon. Einer hat das «Jugo-Problem», wie Sie schreiben, selbst erlebt, als ihm sein Velo demoliert wurde. Das sind Erlebnisse, die tief gehen. Doch im Bereich der schulischen Gewalt wagen Eltern oft nicht, die Probleme zu äussern. So gibt es etwa Pausenplätze, wo Schweizer Kinder nicht mehr hingehen, weil sie von Jugendlichen aus Ex-Jugoslawien in Beschlag genommen werden. Wir versuchen, den Jungen den Weg zur Polizei schmackhaft zu machen. Denn wir können nur Fällen nachgehen, die uns gemeldet werden.

Hanspeter Uster: Ich erhalte relativ viele Anrufe und Zuschrif-

ten - vor allem von Jugendlichen, die schlechte Erfahrungen gemacht haben. Vermehrt stellen wir auch häusliche Gewalt in ausländischen Familien fest. Ich habe das Gefühl, dass sich das Ausländerproblem in den letzten drei, vier Jahren zum Schlechten verändert hat, zumindest in der Wahrnehmung. Statistisch lässt sich das nicht unbedingt belegen. Aber ich werde häufiger darauf angesprochen. Sicherheit ist vor allem ein Gefühl.

Bühler: Ich bin überzeugt, dass es nicht nur ein Eindruck ist; das lässt sich auch mit Fakten beweisen. Viele Lehrer sind betroffen, wenn ihnen Eltern oder Schüler drohen, falls sie disziplinarisch vorgehen wollen. Das war vor ein

paar Jahren noch anders. Heute reicht das Problem bis in die kleinsten Bergdörfer. Erpressungen von Schülern oder die Erschiessung eines Lehrers wie in St. Gallen gab es früher nicht.

Unsicherheit besteht auch bei sehr vielen Gemeindevertretern. Fühlen Sie sich vom Bund oder vom Kanton im Stich gelassen?

Wasserfallen: Wir haben einfach das zu vollziehen, was der Bund uns vorgibt. Im Asylbereich hat der Kanton Bern ein Kontingent. Für die Gemeinde heisst das: Ihr habt soundso viele Asylbewerber zu betreuen. Auf einen «Tätsch» muss dann ein Dorf plötzlich fünfzig Leute integrieren und

managen. Das überfordert die Leute. Da macht es sich der Bund etwas einfach.

Was stört Sie denn genau?

Wasserfallen: Wenn Asylbewerber in der EU keinen Erfolg haben, versuchen sie es in der Schweiz. Und bei uns stauen sie sich dann. Die Leute haben ein Recht auf ein faires Verfahren, aber es muss einfach schneller gehen. Es darf nicht sein, dass sie fünf, sechs Jahre auf den Entscheid warten - und dann heisst es, jetzt könne man sie aus humanitären Gründen nicht mehr zurückschicken.

Bühler: Ich finde, es geht hier um Macht. Wir lassen uns zu sehr von Leuten einschüchtern, die

BRENNPUNKT

uns bedrohen. Wenn wir keine Anzeige machen, weil wir Angst haben, dann überlassen wir ihnen die Macht. Wenn eine Gemeinde Einbürgerungen ablehnt und sie nachher von einer anderen bewilligt werden, finde ich das fatal. Wir müssen möglichst am gleichen Strick ziehen, sonst machen wir uns zu Opfern und geben die Fäden aus der Hand.

Sie kritisieren, dass Bund, Kanton und Gemeinden unterschiedlich handeln?

Bühler: Ja. Ich unterstelle manchen Politikern, dass sie weit, weit weg von der Bevölkerung sind. Sie spüren die Ängste und Nöte der Leute nicht mehr. Und ich finde es arrogant und überheblich, wenn man das Thema tabuisiert oder pauschal als rassistisch verurteilt.

Uster: Das Problem ist die grosse Zahl von Flüchtlingen, die während des Bosnien- und des Kosovo-Krieges gekommen sind. Aufgrund dieser Erfahrungen plädiere ich für zwei Sachen: Man muss die Leute sehr früh dezentral unterbringen, und sie sollten nach einer gewissen Zeit auch einer Arbeit nachgehen können. Das muss nicht hoch bezahlte Arbeit sein. Aber es weckt Angst, wenn Leute den ganzen Tag im Dorf herumsitzen oder schwarz Bus fahren, weil sie mit drei Franken Taschengeld kein Retourbillet lösen können.

Fühlen Sie sich als Regierungsrat vom Bund in der Asylpolitik gut behandelt?

Uster: Der Bund fällt den Entschieden, die Kantone können nur vollziehen. Das ergibt schwierige Situationen, zum Beispiel bei der Anwendung von Zwangsmassnahmen. Da müssen dann Leute ausgeschafft werden, bei denen man ein schlechtes Gefühl hat. Deshalb habe ich im Kanton Zug bei Algerien-Flüchtlingen während der Anschlagserie 1998 Ausschaffungen sistiert.

Wasserfallen: Wenn man einen Termin setzt, muss man sich daran halten. Doch es gibt Kantone, die geben noch ein paar Monate dazu. Das ist nicht gut.

Uster: Die Bosnien- und Kosovo-Rückführungen liefen in meinen Augen gut. Im Fall der Bosnien-Rückkehrer gaben wir in begründeten Fällen ein bis zwei Monate



FOTOS: MONIKA FLÜCKIGER

Konsequentes Handeln gefordert:

dazu und erzielten so bessere Resultate als jene Kantone, die von Anfang an hart durchgriffen.

Bühler: Herr Uster plädiert für eine dezentrale Platzierung. Ich denke, das birgt auch Gefahren. Denn eine kleine Gemeinde und ihre Bevölkerung können überfordert sein. Wenn dort Kriminalität eskaliert, ist das verheerend und kontraproduktiv.

Uster: Wenn Sie einige Asylsuchende Familien auf 1000 Einwohner haben, garantiere ich Ihnen, dass die soziale Kontrolle auch gegenüber diesen ausländischen Gästen spielt. Zudem kann man die Gruppen geschickt mischen. Entscheidend ist auch zu wissen, wer der Clanchef ist: Mit ihm muss man klare Abmachungen treffen. Dann hält sich auch die Gruppe daran.

Damit sind wir bei den Lösungsansätzen. Wie ist die hohe Straffälligkeit von Ausländern zu senken?

Bühler: Mit Repression und mit Integration. Ich verspreche mir etwas von den Schengener Abkommen. Aber vielleicht bin ich naiv. Wir sind ein Rechtsstaat. Die Leute haben hier nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Deshalb muss man konsequent handeln und die Gesetze anwenden.

Hanspeter Uster, Rosmarie Bühler, Kurt Wasserfallen (von links)

Das bedingt im Vollzug eine gewisse Härte und eine Anpassung an die kulturellen Unterschiede.

Braucht es härtere Gesetze?

Wasserfallen: Wenn man die bestehenden Gesetze richtig anwendet, würde das reichen. Wenn aber das Bundesgericht bei Drogendelikten erst einen Fall ab zwölf Gramm reinem Heroin als schweres Vergehen deklariert, ist das eine Katastrophe. Mit zwölf Gramm können Sie ziemlich viele Leute versorgen. Die Richter haben offenbar keine Ahnung, was auf der Strasse passiert.

Sie plädieren also dafür, die bestehenden Gesetze besser auszu schöpfen?

Wasserfallen: Ja. Drogenhändler müssten ein strengeres Urteil erhalten. Da sollte das Bundesgericht seine Praxis ändern. Aber vielleicht geht das nur über eine Gesetzesrevision. Man muss auch darüber diskutieren, ob einer, der während des Asylverfahrens straffällig wird, nicht sein Recht auf Asyl verliert.

Sind Sie für schärfere Gesetze, Herr Uster?

Uster: Wenn man die bestehenden Gesetze korrekt und richtig anwendet, sehe ich keinen Hand-

lungsbedarf. Herr Wasserfallen hat aber Recht, wenn er sagt, dass das ausländerrechtliche und das strafrechtliche Verfahren optimiert werden müssen. Das Problem liegt beim Vollzug und bei der Vernetzung des Vollzugs. Ein Beispiel aus dem Kanton Zug: Wir wissen, dass Kriminaltouristen vor allem als Einbrecher tätig sind. Deshalb machen wir viele Polizeikontrollen auf den Hauptverbindungsstrassen. Manche Leute regen sich zwar auf und sagen, jetzt geht der Uster schon wieder auf den Verkehr los, statt Einbrecher zu jagen. Aber Einbrüche werden meist dort verübt, wo es einen Autobahnanschluss gibt. Aus Einvernahmen wissen wir, dass Kriminaltouristen inzwischen den Kanton Zug als heisses Pflaster meiden.

Herr Wasserfallen, wie begegnen Sie dem Kriminaltourismus in der Stadt Bern?

Wasserfallen: Vernetzung ist auch bei uns wichtig. Die nordwestschweizerischen Kantone führen eine gemeinsame Kriminalanalysestelle. Da treffen sich die Fachleute einmal pro Woche und melden ihre Beobachtungen. Diesen Analysebericht inklusive einer Prognose für die nächste Woche erhält die Polizei an der

→ **Rosmarie Bühler:** «Ausländer haben bei uns Rechte, aber auch Pflichten.»

→ Hanspeter Uster: «Die Schweiz ist gewachsen an der Integrationsaufgabe.»

Front. Darin ist festgehalten, welche Art von Kriminalität zu welcher Zeit passiert. Und es werden die Orte aufgeführt, wo etwas passieren könnte. Aufgrund dieser Daten wird dann die Patrouillentätigkeit festgelegt.

Kriminalität ist nur eine Facette des Ausländerproblems. Viele Schweizer fühlen sich durch die fremde Mentalität bedroht. Was kann man tun?

Bühler: Die Kriminalität ist nur ein Teil der komplexen Problematik. Ich sehe eine egoistische Anspruchshaltung bei relativ vielen Ausländern, die unser Fürsorgewesen und das Sozialversicherungssystem auszunützen versuchen. Sie haben eine andere Einstellung zum Thema Selbstverantwortung. In ihrer Kultur ist auch die Gewaltschwelle tiefer. Da stellt sich irgendwann die Frage, wie viele fremde und traumatisierte Menschen ein kleines Land wie die Schweiz langfristig zu tragen vermag. Wir müssen eine gewisse Anpassung und Integrationsbereitschaft verlangen.

Wie meinen Sie das?

Bühler: Obligatorisch ist für mich die Sprache. Wer in einem anderen Land leben will, muss sich um die Sprache bemühen. Und gewisse Wertvorstellungen müssen einfach akzeptiert werden – etwa unser Frauen- und unser Gesellschaftsbild. Die Ausländer müssen sich einfügen – und nicht umgekehrt.

Das heisst eine Anpassung an hiesige Sitten und Gebräuche?

Uster: Die Sprache ist ganz wichtig, weil sie die Kommunika-

tion ermöglicht. Da könnte man Anreize schaffen – etwa wenn man Asylbewerbern erklärt: Sackgeld gibt es nur für jene, die den Deutschkurs besuchen. Man muss den Leuten aufzeigen, dass ihnen das Erlernen der Sprache auch wirtschaftlich etwas bringt. In zwei Zuger Gemeinden haben Frauen ausserhalb des Asylbereichs begonnen, Sprachkurse für Frauen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei zu organisieren. Mit Erfolg: Der Kontakt zwischen Schweizerinnen und Ausländerinnen wurde verstärkt, es wurde einfacher für die Lehrer, und schliesslich wurde damit auch die patriarchalische Struktur etwas angeknabbert.

Wasserfallen: Ich möchte drei Kategorien unterscheiden. Bei Asylbewerbern bin ich grundsätzlich gegen grosse Integrationsbemühungen. Dort steht für mich das schnelle Verfahren im Zentrum. Die zweite Kategorie sind jene Menschen, die als Niedergelassene hier bleiben können. Da muss man sich überlegen, ob man nicht die Bedingungen stellt, dass sie die Sprache erlernen müssen. Man muss diesen Leuten auch sagen, was in der Schweiz Sache ist, wie unsere Demokratie funktioniert und wie wir hier leben. Wer straffällig wird, muss damit rechnen, seine Niederlassungsbewilligung zu verlieren. Und wer sich einbürgern lassen will, muss meiner Meinung nach die Sprache wirklich beherrschen, um am sozialen und am politischen Leben überhaupt teilnehmen zu können. Wenn jemand die Schweiz als seine neue Heimat will, muss das ohne Übersetzer gehen.

Wie begegnet man der Getto-bildung von Ausländern?

Wasserfallen: Wir haben in Bern Quartiere, in denen 50 und mehr Prozent Ausländer leben. Das ist ein grosses Problem. Der ehemalige Zürcher Polizeivorstand Robert Neukomm hat einmal gesagt: «Jetzt verlieren wir mit dem Stadtkreis 4 ein Quartier.» Dieser Satz ist mir geblieben: So weit darf es nicht kommen. Meiner Meinung nach muss man das mit den Hausbesitzern oder -verwaltern regeln. Man sollte mit ihnen vereinbaren, dass der Ausländeranteil in einem bestimmten Quartier einen bestimmten Prozentsatz nicht übersteigen darf. **Uster:** Mischen bringt aber auch Konflikte. Dennoch ist es besser als das Getto, wo es weniger Streit gibt, weil die Leute getrennt voneinander leben.

Wie viele Kompetenzen sollten die Ausländerorganisationen übernehmen?

Wasserfallen: Ich finde, die Ausländerorganisationen sollten bei der Integration mehr Verantwortung übernehmen, statt «nur» ihre Kultur zu pflegen. So haben wir verschiedene Zentren für Tamilen, Türken, Jugoslawen und so weiter. Vielleicht sollten wir mit ihren Leitern zusammensitzen und Strategien entwickeln. Wenn wir den Boss überzeugen, halten sich auch die anderen Mitglieder an die Regeln.

Uster: Dabei müssen wir die Botschaft hinüberbringen, dass bei uns der Staat das Gewaltmonopol hat. Die Leute kommen aus Gesellschaften, wo Gewalt ein legitimes Mittel innerhalb von teilweise feudalistischen Strukturen

ist. Den Staat gibt und gab es dort nie, oder er ist zusammengebrochen.

Und wie wollen Sie die Ausländer abholen?

Uster: Wenn man ein Dorffest organisiert, kann man diese Vereine zum Mitmachen einladen. Auch im Bereich der Jugendarbeit gibt es viele Möglichkeiten. In Zürich existiert das Projekt Midnight-Basketball: Da wird nachts Basketball gespielt. Um zwei Uhr morgens sind die Jugendlichen völlig geschlaucht – sie hatten im Spiel die Möglichkeit, miteinander zu kämpfen. Man könnte auch gemischte Kampfsportgruppen im Ringen oder im Judo gründen. Und warum nicht einen gemischten Schwingklub schaffen – nach der Devise: So, jetzt steigt in die Hosen und zeigt, was ihr draufhabt.

Was halten Sie vom Ausländer-Stimmrecht auf kommunaler Ebene?

Wasserfallen: Da bin ich klar dagegen. Das Stimmrecht läuft nur über die Einbürgerung – fertig. **Uster:** Ich sehe das differenziert. Wenn wir Verantwortung einfordern, müssen wir nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte zugestehen. Aber ich glaube, die Forderung ist heute politisch nicht durchsetzbar. Deshalb frage ich mich, ob wir unsere Kraft voll darauf verwenden wollen. Aber es gibt andere Bereiche, zum Beispiel Berufsbildung. Da könnten Leute aus dem Gewerbe hinstehen und sagen: «Das habe ich zusammen mit meinen Leuten aus Ex-Jugoslawien erreicht.» Und wenn ein Gewerbler dann



Hanspeter Uster, 42,
Sozialistisch-grüne
Alternative,
Sicherheitsdirektor
des Kantons Zug

Kurt Wasserfallen, 53,
FDP, Gemeinderat
und Polizeidirektor
der Stadt Bern,
Nationalrat

Rosmarie Bühler, 42,
SP, Sozialarbeiterin,
Laienrichterin und
Gemeinderätin
in Meiringen BE

auch noch einen jungen Bosnier als Stift einstellt, bringt das viel. Solche konkrete, positive Erlebnisse sind wichtig.

Bühler: Richtig, die Arbeit kann Brücken schlagen. Wenn Menschen aus verschiedenen Kulturen miteinander arbeiten, kommt es zu wichtigen Begegnungen. Arbeit hat deshalb in unserer Gemeinschaft einen zentralen Wert.

Was darf man von der Schweizer Bevölkerung erwarten?

Bühler: Man darf die Leute nicht überfordern. Wir können nicht einfach sagen: «Jetzt müsst ihr diese Leute integrieren» - speziell wenn diese Forderung einseitig erscheint. Andererseits braucht es auch von Schweizer Seite her viel guten Willen, Verständigungsbereitschaft und einen Abbau von Vorurteilen.

Wasserfallen: Ich bin überzeugt, dass man die Schweizer abholen kann, wenn man ihnen die Sicherheit gibt, dass die Behörden in der Ausländerpolitik eine klare Linie verfolgen und diese auch kommunizieren. Es müssen Verhältnisse herrschen, auf die man sich verlassen kann. Andererseits darf man Ausländer nicht einfach als negativ abstempeln. Hier müssen wir uns mehr öffnen.

Bühler: Die Politikerinnen und Politiker sowie die Medienleute haben eine Mitverantwortung, indem sie nicht einfach den Deckel auf dem Problem halten dürfen.

Beobachter Internet-Diskussion

<http://www.beobachter.ch>

Ist die Ausländerpolitik auf dem richtigen Weg, oder unterschätzen die Politiker das Problem?

Denn Vorurteile kann man nur abbauen, indem man darüber redet und Zahlen publiziert. Ich dementiere immer wieder die unglaublichsten Storys und Räubergeschichten, die herumgeistern.

Uster: Es gibt in der Ausländerpolitik einen linken und einen rechten Fehler: Der linke Fehler besteht darin, die Probleme zu bagatellisieren und schönzureden. Es ist absolut nötig, dass man über die Sache redet. Der rechte Fehler liegt darin, das Thema aufzubauschen, anzuheizen und auszugrenzen. Aber diese Ausgrenzung ist unschweizerisch. Die Schweiz ist als Nation immer gewachsen an der Integrationsaufgabe. Darauf dürfen wir stolz sein. Unsere grosse Aufgabe ist es, die Ausländer, die den Willen haben, zu integrieren.

Das wäre allerdings die Aufgabe einer grossen Koalition der Vernunft...

Wasserfallen: Ja, das wäre ein Bereich, wo sich die vier Bundesratsparteien irgendwie einigen sollten. Für mich wäre es eine klassische Führungsaufgabe der Regierung. ■

→ **Kurt Wasserfallen:** «Wir müssen uns öffnen.»

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Ex-Jugoslawen: Das neue Feindbild

Rahel Stauber und Urs Rauber

im Beobachter vom 28. April, 26. Mai und 23. Juni 2000

Das Reglement des Zürcher Journalistenpreises enthält keine Qualitätskriterien. Es sagt nur, dass «besondere journalistische Arbeiten» ausgezeichnet werden.

Was gibt's denn so Besonderes am Textkomplex, den die beiden Redaktionsmitglieder des «Beobachters» in drei Nummern ausbreiten?

Der Titel kann es nicht sein. Schon gar nicht die Oberzeile «Ex-Jugoslawen»: Der Schweizerische Presserat hat letztes Jahr von diesem Ausdruck abgeraten, weil Jugoslawien staatsrechtlich immer noch existiert. Und beim Haupttitel «Das neue Feindbild» wäre zu fragen, ob neu ist, was uns seit drei Jahren zu schaffen macht.

Aber diese Eingangs- und Nebenbemerkung enthält eigentlich schon alles, was mich an der Artikelreihe *nicht* so begeistert hat.

Zur *Hauptsache* ist der Kollegin und dem Kollegen nämlich ein sehr überzeugendes journalistisches Resultat gelungen.

Zunächst arbeiten sie in dichtem Reportagestil heraus, wie viele Schweizerinnen und Schweizer das sogenannte «Jugo-Problem» im Alltag erleben: In der Disco, als angemachte Frau auf der Strasse, als Mann in der Stammbeiz, als Sozialarbeiterin und Sozialvorstand im Gemeindehaus. Beim Bund, bei der Polizei, in den Kirchen, in den Redaktionen herrscht meist Funkstille: Wer will sich denn schon dem Verdacht des Rassismus aussetzen? «Tabuisierung» eines aufgeladenen Themas nennen es die beiden «Beobachter» - Autoren zu recht.

Doch sie bleiben nicht bei emotionaler Wut und rationalem Tabu stecken. Mit Umsicht haben sie Zahlen gesammelt, die vieles präzisieren und einiges relativieren: Demoscope-Befragungen über das Image der Fremden seit 20 Jahren, Kriminalstatistik, Migrationsgeschichte. Wer erinnert sich, dass auch Italiener und Tamilen einst höchst unbeliebt waren?

Dazu kommen informative Gesprächsboxen. Siehe da, ein Psychiater mit linkspolitischer Vergangenheit definiert legitime Ansprüche der Schweizer an die Ausländer. Ein Ethnologe serbischer Herkunft kritisiert «glückenhafte» Betreuung durch Schweizer; er meint, man sollte die Ausländervereine in die Pflicht nehmen. Und vier Wochen später, nachdem über 20 emotionale Leserbriefe abgedruckt worden waren, sitzen drei erfahrene Exekutivmitglieder aus verschiedenen politischen Lagern am Redaktionstisch und entwickeln Handlungsansätze.

Ein journalistischer Tabubruch ohne Abgleiten in populistische Ressentiments.

Ein breit angelegtes Konzept samt vertiefter Recherche.

Eine klare, schnörkellose Sprache.

Die Bemühung um praktische Ansätze.

Das erschien uns per Saldo als unbedingt preiswürdig. Oder eben, wie das Reglement etwas spröde sagt, als «besondere journalistische Leistung».

Peter Studer

Der Zürcher Journalistenpreis 2001

wird

Herrn Oswald Iten

für seinen Artikel

Folter und Mord im Kerker von Jayapura

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 22. Dezember 2000

verliehen.

Zürich, 9. Mai 2001

Die Jury:



Andreas Isenschmid



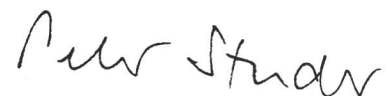
Barbara Burer



Esther Girsberger



Felix E. Müller



Peter Studer

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Folter und Mord im Kerker von Jayapura
Oswald Iten
in der Neuen Zürcher Zeitung vom 22. Dezember 2000

In seinem Beitrag schildert Oswald Iten die Erlebnisse während seiner elftägigen Haftzeit in den Kerkern des Stadtgefängnisses von Jayapura auf Westpapua. Oswald Iten war verhaftet worden, weil er über den Kampf der Papuas um ein von Indonesien unabhängiges Westpapua berichten wollte. Dank ihm ist heute bekannt, mit welcher Brutalität die indonesische Polizei diese Unabhängigkeitsbewegung zu unterdrücken sucht.

Nicht das Durchleben von Todesgefahr ist es, was einen Artikel bereits auszeichnungswürdig macht. Es ist zunächst die Iten's Erlebnissen zu Grunde liegende Absicht, sich als Journalist unter Inkaufnahme persönlicher Risiken aus erster Hand zu informieren. Und es ist sodann die Fähigkeit, nicht die eigenen Erlebnisse - so entsetzlich sie auch sein mögen - ins Zentrum der Berichterstattung zu stellen, sondern diese in ein Gesamtbild einzubetten, die es dem Leser erlauben, seine Kenntnisse zu vertiefen und seine Urteilsautonomie zu stärken. Oswald Iten hat diese beiden Kriterien in exemplarischer Weise erfüllt.

Felix E. Müller

Spenderliste

SAir Group, Zürich
Tamedia AG, Zürich
UBS AG, Basel
Johann Jacob Rieter-Stiftung, Winterthur
Novartis International AG, Basel
Neue Zürcher Zeitung, Zürich
Credit Suisse Group, Zürich
Elektrizitätswerke des Kanton Zürich, Zürich
IBM Schweiz, Zürich
Maxon Motor AG, Sachseln
Publicitas S.A., Lausanne
Schindler Management AG, Ebikon
Zürcher Kantonalbank, Zürich
Zürich Versicherungsgesellschaft, Zürich
Crossair AG, Basel
Alusuisse Group AG, Zürich
ABB Asea Brown Boveri AG, Baden
Akeret AG, Dielsdorf
FIFA, Zürich
Dr. Björn Johansson Associates AG, Zürich
Meier Cie AG, Schaffhausen
Migros-Genossenschafts-Bund, Zürich
Schweizer Verband der Raiffeisenbanken, St. Gallen
Karl Steiner AG, Zürich
Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich
Victorinox AG, Ibach
Blumen-Krämer AG, Zürich
Publimedia AG, Zürich
Spross-Holding AG, Zürich
Basler Zeitung, Basel
Kaba Holding AG, Rümlang
Swissmill Zürich Rivaz, Zürich

Administrative Angaben

Jury

Andreas Isenschmid (Präsident)
Barbara Burer
Dr. Esther Girsberger
Dr. Felix E. Müller
Dr. Peter Studer

Stiftungsrat

Dr. Hansjörg Utz (Präsident)
Dr. Yvonne-Denise Köchli
Manuela Nyffenegger

Geschäftsstelle

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Monika Menne
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen

Tel. 01 / 750 29 68
Fax 01 / 750 29 43
E-Mail: zjp@dplanet.ch

Bankkonto

UBS AG
Postfach
8098 Zürich

Konto 230-208.241.40J
Stiftung Zürcher Journalistenpreis